

L. germ.

82

m

L. Germ.

82^m.

Gotthold

<36609449200013

<36609449200013

Bayer. Staatsbibliothek

m
KLEINE SCHRIFTEN

ÜBER

DIE DEUTSCHE

V E R S K U N S T

VON

FRIEDRICH AUGUST GOTTHOLD,

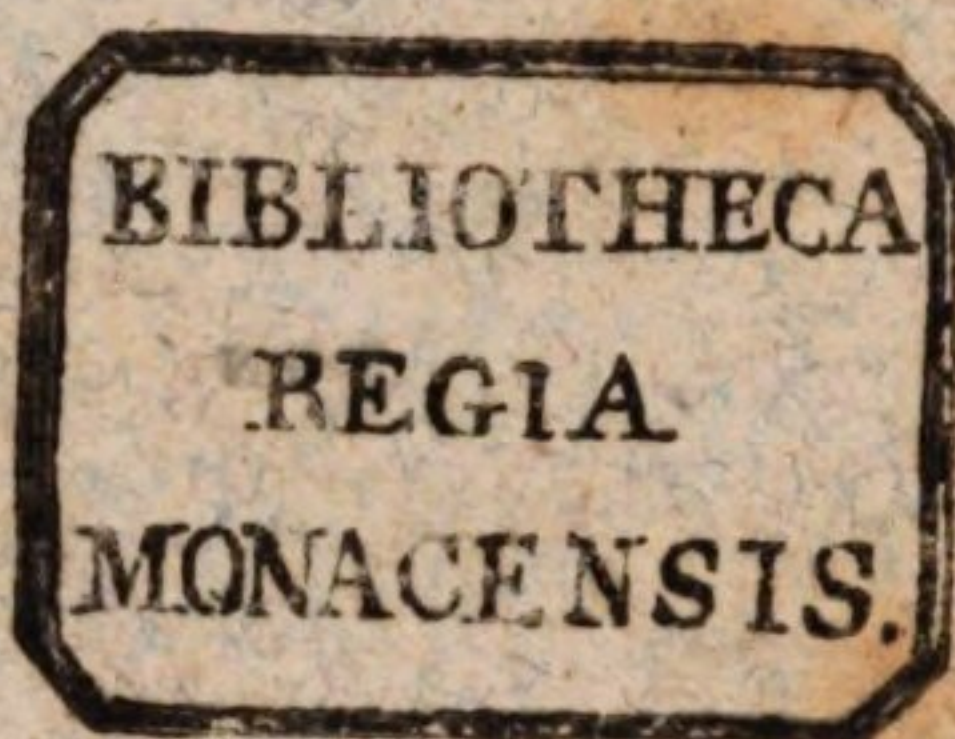
DOCTOR DER PHILOSOPHIE, DIRECTOR DES FRIEDRICHS-
COLLEGIUMS UND MITGLIEDE DER DEUTSCHEN GESELL-
SCHAFTEN ZU KÖNIGSBERG UND BERLIN.

KÖNIGSBERG,

IN DER UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1 8 2 0.

76



V o r w o r t.

Die fünf nachstehenden Aufsätze: 1) Über Deutsche Verskunst und einige Mängel derselben (1813), 2) Versuch einer Grundlage der Deutschen Ton- und Silbenmessung (1815), 3) Entwurf zu einer Anweisung in der Verskunst zu unterrichten (1816), 4) Ist es rathsam den Trochäus aus dem Deutschen Hexameter zu verbannen? (1817), 5) Sind unsere Nachbildungen Griechischer Versmasse nur ein Surrogat ohne Maass, Rhythmus und Musik? (1819) sind Einladungsschriften zu den jährlichen Prüfungen der Schüler des Königl. Friedrichskollegiums. Bei dem Drucke derselben liess ich auf eigene Kosten von jeder ein paar hundert Exemplare mit fortlaufender Seitenzahl abdrucken, welche ich hiermit Freunden und Kennern der Deutschen Verskunst übergebe. Diese Entstehungsart des Büchleins zeige ich ausdrücklich an, damit sie sowohl die in demselben sichtbaren zahlreichen Spuren
ren

ren der Eilfertigkeit entschuldige, als auch einige Widersprüche, welche aus der innerhalb jener sechs Jahre erfolgten Veränderung meiner Ansichten von einem und dem andern Punkte nothwendigerweise entspringen mußten. Wären daher diese Blätter nicht bereits gedruckt, so würde mir die Achtung vor der gelehrten Welt und mir selber schwerlich gestatten, sie in ihrer jezigen Unvollkommenheit herauszugeben. Da sie aber einmal gedruckt sind, so dürfte ihre Zurückhaltung mich leicht der Eitelkeit verdächtig machen, da ich einmal überzeugt bin, daß Liebhaber dieses Faches sie nicht ohne Nutzen durchblättern, Kenner aber Veranlassung zu neuen Untersuchungen und Aufklärungen darin finden werden. Noch bitte ich diejenigen meiner Leser, welche die Zurückweisungen auf einen der drei mittleren Aufsätze berücksichtigen wollen, die angeführten Seitenzahlen des zweiten Aufsazes jedesmal zu der Zahl 48, des dritten zu der Zahl 96, und des vierten zu der Zahl 140 zu zählen. Wenn z. B. S. 187 auf S. 41 des zweiten Aufsazes verwiesen wird, so zähle man 41 zu 48, und man wird S. 89 die angeführte Stelle finden. Im Friedrichs-Kollegium zu Königsberg in Pr. den 14. December 1819.

F. A. Gotthold.

V e r b e s s e r u n g e n.

- S. 5. Z. 8 und anderwärts lies: Nibelungenliedes.
S. 18. Z. 9 von unten: Gegenstände.
Z. 3 v. u.: eine.
S. 20. Z. 19: dürfte.
S. 22. Z. 8: Aeschylus.
S. 24. Z. 8: versteckt.
S. 28. Z. 3: erst.
S. 32. Z. 20: entweihte.
S. 33. Z. 19: Jungfraun sind wir auch.
Z. 5. v. u.: Jungfraun.
S. 34. Z. 14: Anapäst.
S. 35. Z. 6 v. u.: Landleuten.
S. 36. Z. 2: gemacht.
S. 37. Z. 2. v. u.: indessen.
S. 38. Z. 3 und 2 v. u.: Reineke.
Letzte Z.: Weisen.
S. 45. Z. 4: heraufgewachsenen.
Z. 13: Sprachen.
Z. 6 v. u.: müssen.
S. 62. letzte Z.: nach Gries mit Änderungen.
S. 64 lese man die Anmerkung von S. 65 und so umgekehrt.
S. 65 Z. 16: Rand.
S. 68. Z. 8: Abbé.
S. 74. Z. 9. v. u.: frohlócken.
S. 76. Z. 18 v. u.: abkürzt.
S. 100. Z. 8 v, u.: ^usoh.
S. 129. Z. 3 v. u. allmählig.
S. 136. Z. 9: kommst.
S. 138. Z. 3: auf.
S. 148. Z. 11: Deutsche.
S. 150. Z. 4: erster.
S. 170. Z. 11: weiter.
Z. 4 v. u.: eigener.
S. 187. Z. 11 v. u.: anderseits.
S. 190. Z. 3 v. u.: anderseits.
S. 191. Z. 3 v. u.: Trochäenscheu.

- S. 193. Z. 13 tilge man das Wort stark,
S. 196. Z. 8 v. u. l.: Maibusch.
S. 202. Z. 16: Namenverzeichnis.
S. 204. Z. 4 v. u.: Falbe.
S. 210. Z. 16: der.
Z. 3 v. u.: Verskunst.
S. 212. Z. 10. v. u.: Überlängen.
S. 214. Z. 2: Einfluß.
S. 215. Z. 8 v. u.: tilge man das Wort und.
S. 217. Z. 12 l.: überhaupt.
S. 228. Z. 14: ἐπιτείνεται,
Z. 19: μίαν.
11. v. u.: μία.
6. v. u.: οἶονται.
S. 231. Z. 4 v. u.: Deutsche,
S. 233. Z. 15: εἰς.
- 

ÜBER
DEUTSCHE VERSKUNST
UND
EINIGE MÄNGEL DERSELBEN.

Eine
in der Königl. Deutschen Gesellschaft
zu Königsberg
im Sommer 1813
gehaltene
Vorlesung.

Verehrte Anwesende!

Gegenwärtige Gesellschaft, deren Mitglied zu sein ich seit kurzem das Vergnügen habe, nennt sich die Deutsche, und wurde ursprünglich zur Aufrechthaltung und Verbesserung unserer Muttersprache gegründet. Dieser Umstand hat mich bei dem zu wählenden Gegenstande meiner, der Aufforderung unseres Herrn Direktors gemäß übernommenen, Vorlesung geleitet, und ich nehme mir daher die Freiheit, einige Gedanken über Deutsche Verskunst und deren Mängel zu nachsichtsvoller Beurtheilung vorzutragen.

Schwerlich wohl dürfte irgend einer der verehrten Anwesenden den hohen Werth der Dichtkunst in Zweifel ziehen, und folglich auch nicht die Pflicht eines Volkes, sich darin durch sorgfältige Aufsuchung und Beobachtung ihrer Geseze im Ganzen, wie im Einzelnen, zu vervollkommen. Oder sollte man jenes zugeben, dieses aber leugnen? Das wird nicht leicht, wer bedenkt, daß wir Deutschen nicht mehr auf den untersten Stufen der Bildung stehn, und daß unsere Bildung ein sonderbares Gemisch der verschiedenartigsten, und wohl gar einander wider-

A

der-

dersprechender Bestandtheile, ja genau genommen, ein Gemisch von Bildung und Verbildung ist, daß mithin die glücklichsten Naturgaben, da sie sich einmal nicht selber überlassen bleiben, durch gründliche Anweisung unmittelbar zu leiten sind, um nicht mittelbar durch ungründliche verleitet zu werden. Die Erfahrung bestätigt das Gesagte. Nicht bloß die besten unserer Deutschen Dichter, sondern so ziemlich alle, sind, oder waren Männer, die sich mit dem Alterthum vertraut machten, und zumtheil selber über ihre Kunst schrieben, wie Opitz, Wieland, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller, Göthe und Bürger, um nur die zu nennen, welche jedem sogleich einfallen. Die Werke dieser Dichter werden, wenigstens theilweis, unvergessen sein, so lange es die Deutsche Zunge ist, während die Söhne der Natur, ein Hiller, und wen man etwa noch nennen kann, uns fast zu gleicher Zeit bekannt und unbekannt geworden sind. Die Homere und Ossiane, die Provenzalen und Minnesinger wird man hoffentlich aus dem Spiele lassen, nicht bloß, weil man wohl so eigentlich nicht weiß, in wiefern diese nur dichteten, um das Wesen der Kunst aber und um ihre Geseze unbekümmert waren (denn daß keine Kunstlehren von ihnen vorhanden sind, beweist nichts, da ja Homer und Ossian ihre Gesänge nicht einmal aufschrieben), sondern hauptsächlich, weil sie in einem noch einfachen, und ebensowenig gebildeten, als verbildeten Volke lebten, lauter gleichartige Eindrücke empfangen, und überall ungetheilt und ganz sie selber waren.

Aber vielleicht ist überhaupt der Unterschied zwischen natürlichen und künstlichen Gedichten nur ein

ein erträumter. ¹⁵ — Ich möchte die Artverschiedenheit nicht gerne leugnen, aber ich gestehe gern, daß der Unterschied grossentheils auf einem Mehr oder Weniger beruhe, und daß Homer nicht ohne Regeln, Schiller nicht nach bloßen Regeln dichtete.

Wir Deutschen nun, die wir so vielen Völkern, Hebräern, Griechen, Römern, Italiänern, Franzosen, Spaniern und Engländern nachahmten, und Gegenstände und Einkleidung von ihnen entlehnten, besitzen einen bewundernswürdigen Reichthum dichterischer Formen, und es fehlt uns nur — eine echtdeutsche. Denn was unsere Voreltern im Mittelalter Rühmliches hervorgebracht, ist viel zu unbekannt, zumtheil verachtet, und wenigstens von unserer heutigen Art und Weise so abweichend, daß wir es kaum unser nennen, und fast wie ein Erzeugniß des Auslandes betrachten. Eine echtdeutsche Dichtungsweise anzubauen, wird also ein sehr löbliches Unternehmen sein; doch geschehe es so, daß wir jene fremden Schätze darüber nicht fahren lassen. Bei den Griechen unterschieden sich die einzelnen Dichtungsarten unter andern auch durch den Vers, durch die Mundart und durch die Behandlung der Sprache. Der epischen Dichtungsart war bekanntlich der Hexameter eigen, der lyrischen eine Menge kunstreicher Verse, der elegischen namentlich der wechselnde Hexameter und Pentameter, der dramatischen endlich der sechsfüßige Jambus, der achtehalbfüßige Trochaeus und der vierfüßige Anapäst, dessen Verlängerung zu achttehalb Füßen, so wie der achtehalbfüßige Jambus, in der Komödie häufig gebraucht ward. Das sind Vorzüge, deren sich nur Griechenland erfreute. Aber wir

Deutschen, und vielleicht nur wir, nähern uns den Griechen.

Was die Mundart anbelangt, so dürfen wir wohl noch immer nicht die Hoffnung aufgeben, wenigstens das Niederdeutsche zur Idylle, das Süddeutsche, nach dem Vorbilde der Italiäner, im Lustspiele gebraucht zu sehn. *) In Rücksicht der Versarten und der Sprachbehandlung verbliebe dem epischen Gedicht nach Griechischer Weise der Hexameter und eine Sprache, wie sie in Hermann und Dorothee herrscht, nur daß sie sich nach Umständen mehr erheben, nicht leicht tiefer herablassen würde. Das Epos nach Italiänischer und spanischer Weise eigne sich die Octave an, und im Ganzen die Sprache, welche in der von Gries übersezten Befreiung Jerusalems herrscht. Dem Heldengedichte im Geiste unserer Vorfahren möchte ich am liebsten die Strophe des Niebelungenliedes anweisen; und die Sprache der Hagenschen Erneuerung dürfte nicht viel zu wünschen übrig lassen. Welche Versart für das religiöse Epos, etwa für eine neue Messiade, zu wählen, darüber bin ich noch nicht mit mir einig; daß aber Luthers Bibelsprache, und, wenn

*) Bekanntlich hat uns Vofs im zweiten Theile seiner Gedichte mit ein Paar artigen Idyllen in Niederdeutscher Mundart beschenkt. Schon aus ihnen und aus Reineke de Vofs (der zuletzt 1798 zu Eutin gedruckt ist) kann man zur Genüge abnehmen, wie würdig das Niederdeutsche einer weiteren Ausbildung ist. Die Mundarten des mittleren und südlichen Deutschlands lernt man unter andern aus Hebels Allemanischen Gedichten und aus Grübels Gedichten in der Nürnberger Mundart kennen.

wenn der Gegenstand das Mittelalter betrifft, Lateinischdeutsche und ganz lateinische Kirchliche Wörter und Wendungen einen glücklichen Gebrauch gestatten, davon halte ich mich überzeugt. *) Für kleinere erzählende Gedichte werden alle die bisher von unsern Dichtern angewendeten Versarten, und namentlich auch der Vers der Spanischen Romanze und die Strophe des Niebelungenliedes erlaubt sein: nur Trochäen, die mehr als vier Füße zählen, möchte ich ausgeschlossen sehn; sowohl weil dieser Fuß in unserer Sprache ihrer Natur nach zu häufig ist, als auch weil er durch sein beständiges Sinken zu leicht ermüdet.

Stehn uns nun schon hier so vielerlei Formen zu Gebote, um für jeden Gegenstand die passende zu wählen, so ist in den lyrischen Dichtungsarten eine noch weit größere Anzahl vorhanden. Alles was Griechische und Römische Lyriker darboten, was Klopstock in ihrem Geiste erfunden, alle die Kanzonenformen Petrarcha's, die zahlreichen und zumtheil sehr künstlich ersonnenen Strophen der Minnesinger, und viele uns, den Engländern und Franzosen gemeinsame Strophen — sie alle, bis zu dem

*) Wie schön, um nur an ein bekanntes Beispiel zu erinnern, schließt nicht Tieck seine *Genoveva* mit einer Lateinischen Zeile:

Die Heil'gen sind es, die den Himmel stürmen,
Das Paradies sich neu zu eigen machen,
Das uns verloren hat Adam und Eva:

Nun beten Fromme, wenn sich Wetter thürmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis, Sancta Genoveva!

dem, mit Unrecht angefochtenen, Sonet, dem Triolet und Madrigal herab, sind dem Dichter nicht nur vergönnt, sondern es ist sogar jede dieser Formen hier oder dort, wenn auch nicht die einzig brauchbare, doch gewiß die passendste.

Die Sprache der Lyrischen Gedichte wird ebenfalls verschieden sein, worüber sich jedoch im allgemeinen vielleicht nur so viel bestimmen läßt, daß die den Griechen und Römern nachgeahmten Sprachwendungen hauptsächlich auch solchen Gedichten verbleiben müssen, die im Geiste und Versmaße der Alten geschrieben sind, und daß man diese Gedichte von allem rein erhalten müsse, was an das Mittelalter, Ritterwesen und Christenthum zu lebhaft erinnert. So meide man hier z. B. Ausdrücke, wie Mähre für Nachricht, Humpen, Kapelle, benedeien, vermaledeien, predigen, Eremit, und Wortstellungen, wie: die Lüfte lieblich wehn für die Lüfte wehen lieblich, und: spricht das Weib für das Weib spricht.

Gegen diesen Formenreichthum der lyrischen Dichtungen ist die Formenarmuth der dramatischen sehr abstechend. Hans Sachsens rauhe vierfüßige paarweis gereimte Jamben wird man dem Possenspiel überlassen. Der Alexandriner, der von Opitz bis auf Weisse ziemlich allgemein geherrscht hat, dürfte wohl ebenfalls einen nur seltenen Gebrauch gestatten. Die Prosa, welche durch Diderot und Lessing in das Trauerspiel kam, wird wohl nur jenen Schauspielen, die zwischen Trauerspiel und Lustspiel in der Mitte stehen, wie dies mit dem größten Theile der Ifflandischen und Kotzebueschen Stücke der Fall ist, erlaubt sein, und höchstens solchen Trauer-

Trauerspielen, die nahe an jene mittlere Gattung gränzen, und im Kreise des alltäglichen Lebens verweilen, wie Lessing's Mifs Sara Sampson; denn seine Emilia Galotti sollte, wenigstens zumtheil, in Versen geschrieben sein, wie es sein Nathan ganz ist. Die gegenwärtige übliche äufsere Form unserer Trauerspiele sind die zehn- oder eilfsylbigen Jamben, die wir schon bei den Engländern Milton und Shakspear, und bei früheren Italiänern z. B. bei Tasso und Guarini finden, bei welchen letzteren sie jedoch stets eilfsylbig sind, und zuweilen, besonders wo leidenschaftlicher Sinn einen rascheren Gang und Ungleichheit fordert, sehr angenehm mit siebensylbigen wechseln. Diese Italiänischen Verse, ich läugne es nicht, haben durch den Wohlklang der Sprache und ihren regelmässig weiblichen Ausgang etwas sehr Gefälliges, das den Engländern und Deutschen gebricht. *) Sollen diese bei uns auch dem gebildeten Ohre gefallen, so muß man ihre wilde Regellosigkeit durch einige Geseze einschränken.

Ueber das Mehr oder Weniger der Einschränkung dürften die Urtheile freilich verschieden ausfallen. Das meinige ist dies. Der zehnsylbige Jambus wechsele regelmässig mit dem eilfsylbigen, und in lebhaften Stellen sei die Einmischung des siebensylbigen erlaubt. Der Trochaeus bleibe gänzlich aus-

*) Anders urtheilt A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst. Bd. II. S. 64 und 65; — doch ist es eigentlich nur der ohne allen Wechsel fortlaufende eilfsylbige reimlose Jambus (verso sciolto), der ihm, und zwar nicht ohne Grund, mißfällt.

ausgeschlossen, aber den Anapaest und Spondeus lasse die Komoedie in den sämtlichen vier ersten Füßen, die Tragoedie im ersten und dritten Fusse zu; der fünfte Fuß sei in beiden reiner Jambus. Den Einschnitt habe der zehnsylbige Vers in der Mitte des dritten, der eilfsylbige am Schlusse des zweiten oder dritten Fusses. Mit den letzten Sylben des Verses einen neuen Gedanken anzuheben, sei nicht gestattet, höchstens mit dem Anfange des fünften Fusses. *) Den Wechsel der zehn- und eilfsylbigen Jamben aber halte ich deshalb für nöthig, weil lauter zehnsylbige das Ende der Verse nicht gehörig andeuten, und eintönig werden, lauter eilfsylbige aber durch die Mattigkeit unserer meistens halb verstummenden Endsylben ebenfalls ermüden müßten.

Wie wenig sich unsere Schauspieldichter dergleichen Geseze vorgeschrieben, und wie oft sie
noch

*) Aber fast noch unangenehmer würde der entgegengesetzte Fehler sein, nämlich mit den Franzosen die Hauptunterscheidungszeichen nur am Schlusse des Verses anzubringen, und so die einzelnen Gedanken immer auf einzelne oder auf zwei und zwei Verse zu beschränken, wodurch, zumal bei regelmässigem Wechsel zehn- und eilfsylbiger Verse, leicht ein strophenähnlicher, lyrischer Rythmus entstehen würde. Die Freiheit des Gespräches fordert vielmehr, daß Vers und Gedanke jeder seinen eigenen Weg gehe, wie dies Petrarka sogar in seinen lyrischen Gedichten, nach dem Muster der Alten, zu beobachten für gut gefunden hat. Über diese Freiheit Petrarka's sind sehr verschiedene Urtheile gefällt worden, in denen Lob und Tadel ihren guten Grund haben mögen; uns Deutschen aber kann sie in lyrischen Gedichten nicht verstattet werden, es sei denn, daß jemand darauf Verzicht leiste, seine Gedichte in Musik gesetzt zu sehen.

noch obenein alle Regeln der Deutschen Zeitmessung überschreiten, so daß man nicht selten weder Verse noch Jamben hört, werden folgende Beispiele, die ich aus unsern besten Dichtern, und wie sie sich mir zuerst darbieten, entlehne, hoffentlich zur vollen Genüge beweisen.

Zuvörderst aus Göthe's Iphigenie:

Nun komm' ich heut' in diesen Tempel, den
Ich oft betrat, um Sieg zu bitten, und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch

4. Trag' ich im Busen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet ist: ich hoffe dich,
Zum Seegen meines Volks, und mir zum Seegen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Um die Mängel dieser Verse, und beiläufig auch ihre Schönheiten nachzuweisen, bemerke ich, daß im ersten mit der letzten Sylbe ein neuer Sinn anfängt, und ebenso im zweiten, woraus folgende Verse entstehen:

Nun komm' ich heut' in diesen Tempel,
Den ich oft betrat um Sieg zu bitten,
Und für Sieg zu danken.

Der dritte Vers giebt drei trochäische Wortfüße hinter einander: danken. Einen alten, der vierte sogleich einen Choriambus: Trāg' ich im Būsen, den doch hoffentlich niemand als einen Doppeljambus Trag' ich im Būsen lesen wird. Der fünfte ist untadelhaft, schön der sechste, und mit einem männlichen Einschnitt würd' es auch der siebente sein.

Ich lasse ein Paar Zeilen aus Schillers Wallenstein folgen, und frage, ob man sie wohl für Jamben erkennen kann:

Warf

Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.

Die erste dieser Zeilen liefert zwei Choriamben:

Warf er das Schwert | von sich, er war
und einen Amphibrachus verloren, die zweite
einen Doppeljambus: wie ich es wär', einen Choriambus: wenn ich entwaff, und einen Pyrrhichius: nete. Wer Jamben hören will, muß so lesen

Warf é r das Schwert von sí ch, er war verlore n,
Wie ich es wär', wenn í ch entwaffnet é.

In der letzten dieser zwei Zeilen sind, außer den angezeigten noch folgende zwei Stücke bemerkenswerth. Zuvörderst wär' ist apostrophirt, da doch kein Vokal folgt, welcher allein diese Freiheit gestatten sollte. Sodann, wir Deutschen erlauben uns, nach dem Vorgange der Alten, am Ende der Verse eine Kürze statt der Länge zu gebrauchen. Mit Unrecht, wie mich dünkt. Eine Nachahmung, welche die Umstände nicht unterscheidet, ist eine blinde, und das, fürcht ich, wird die gegenwärtige sein.

Bei den Alten machte das längere oder kürzere Verweilen im Aussprechen eine Sylbe zur Länge oder Kürze. Bei uns giebt die Länge der Ton, den in der Regel alle Stammsylben erhalten, wogegen dann der einsylbige Artikel und ähnliche Wörter nebst den unbedeutenden Biegungssylben als Kürzen betrachtet werden. Hieraus wird begreiflich, wie bei den Alten die Pause nicht nur am Ende des Verses, sondern sogar mitten im Verse zur Verlängerung

gerung der Kürzen dienen könnte, *) wie aber bei uns Deutschen diese Pause eine fehlerhafte Kürze nicht nur nicht versteckt, sondern grade desto auffallender macht, da sie einerseits nicht verlängern kann, andererseits aber auch dem ungeübteren Ohren zur Entdeckung der Schwäche gehörige Frist gestattet.

Ich fahre fort unsere besseren dramatischen Dichter zu mustern, insofern sie sich der fünffüßigen Jamben bedient haben, und entlehne zuvörderst ein Paar Zeilen aus Lessing's Nathan:

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
 Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
 Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
 Opal, der hundert schöne Farben spielte,
 5. Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
 Und Menschen angenehm zu machen, wer
 In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
 Dafs ihn der Mann in Osten darum nie
 Vom Finger liefs, und die Verfügung traf,
 10. Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
 Erhalten? Nämlich so. Er liefs den Ring
 Von seinen Söhnen dem Geliebtesten. u. s. w.

In diesen zwölf Versen ist siebenmal gegen das Maas der Sylben gefehlt, nämlich im zweiten Verse, wo die Sylben schätzba einen fehlerhaften Spondeus liefern, und zwar an einer Stelle, nämlich der vierten, wo nach den Regeln der Griechen kein Spondeus stehn darf. Im dritten Verse, wo am Schluß das kurze ein, und im fünften, neunten und zwölf-

*) Siehe Seidler's Buch de versibus dochmiacis
 S. 80. R.

zwölften Verse, wo der Artikel, so wie die Schlusssylbe des Wortes Geliebtesten verlängert wird. Endlich im achten Verse, wo darum statt darum gebraucht ist. Einmal, nämlich im sechsten Verse, beginnt mit der letzten Sylbe ein neuer Satz. Noch schlimmer schließen zweimal, nämlich im dritten und zehnten Verse, solche Wörter den Vers, die vom folgenden nicht zu trennen sind: oder liest nicht jedermann: ein Opal und ebenso: zu erhalten als ein einziges Wort? Tadelhaft ist auch noch im vierten Verse die Folge von vier trochäischen Wörtern: hundert schöne Farben spielte. Die besseren unter diesen zwölf Versen sind der erste und elfte, und sie würden vollkommen sein, wenn jener einen männlichen Einschnitt, dieser einen weiblichen Ausgang hätte.

Ich lasse den Anfang von de la Motte Fouqué's Alboin folgen:

Noch einmal blast! — blast, daß die Hörner
springen! —

Mein junges Königswild geht irr' im Forst!

Es ist sein erster Feldzug — ganz allein er —

Wie leicht, daß ihn ein Hinterhalt erfaßt! —

Wer reitet nach ihm aus, und sucht ihn mir?

Von diesen fünf Versen ist der erste schön, und der letzte würde es sein, wenn er einen weiblichen Schluß hätte. Die leichten Flecken der anderen fallen in die Augen. Aber so gut liest sich nicht alles von diesem Dichter, man trifft auch Verse, wie folgende:

Bis dicht an die Feldwachen der Gepiden —

Wälder von blanken Siegeszeichen treiben —

und

und:

Hätt' er nur halten woll'n — ich rief ihm nach.

Noch schlimmer ist die häufige Einmischung vierfüßiger, drei-, zwei- ja sogar einfüßiger Verse; denn nicht allenthalben sind die einzelnen Füße Epiphonemata bei ihm, wie folgende Stelle zeigt:

In Mitten beider Schaaren schwebte

Der Sieg.

Hier ist ferner der Anfang von Tieck's *Genoveva*:

Ich bin der wackre Bonifacius,

Der einst von Englands Ufern in die Wälder

Der Deutschen Christus heil'gen Glauben brachte.

Schon war Italia von dem Glanz erleuchtet,

Hispania kniete vor dem Kreuze nieder,

In Frankreich, wie in Deutschland, war die Kirche

Auf ihren festen Seulen schon gegründet.

Diese sieben Verse, mit Ausnahme des ersten, haben einen weiblichen Ausgang, den Tieck sehr liebt. Außer einigen geringeren Flecken, die ich übergehe, beleidigt der dritte Vers durch fünf auf einander folgende trochäische Wörter.

Folgende Zeilen sind der Anfang von A. W. Schlegel's *Jon*.

Sieh, schon bepurpurt des Parnasses Gipfel

Der frühe Schein, der goldne Sonnenwagen

Erhebt sich glorreich in die blaue Bahn;

Und kaum noch scheuchte den gesunden Schlaf

Des Morgens frischer Hauch mir von den

Wimpern.

In der ersten und vierten dieser Zeilen ist die Verlängerung des Artikels anstößig; die zweite entspricht den strengsten Forderungen.

Jetzt

Jetzt eine Stelle von einem Dichter, der zwei verschwisterten Völkern angehört, nämlich aus Öh-lenschlägers Hakon Jarl:

Wozu der Mensch erschaffen, fühlt er bald,
Denn seine Trieb' entwickeln seine Kräfte:
Er setzt das durch, was er vermag und kann,
Und andre Gründe braucht nicht seine That.

Sie ist, den Choriambus des dritten Verses: was er vermag abgerechnet, ohne erheblichen Fehler.

Collin's, Werner's und einiger anderen Dichter Schauspiele habe ich nicht zur Hand, um auch aus ihnen Proben mitzutheilen. Vermuthlich aber habe ich eher schon zu viel als zu wenig gegeben. Daher nur noch zwei Stellen, die eine aus F. Schlegel's Alarkos, die andere von Menander nach Vossens Übersetzung. Jene ist durchweg eilfsylbig und in Assonanzen, diese durchweg zehnsylbig, und ohne Fehler gegen das Sylbenmaafs.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond' erscheinen dort schon deine Burgen. —
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
4. Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenschaft versuchte,
Mit weiser Überredung goldner Zunge,
Die schnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
8. Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Busen.

Außer dem Mangel an zehnsylbigen Versen, und außer dem sechsten Verse, der zu trochäisch klingt, findet sich nur wenig, das der von mir vorgetragenen Form widerstrebt. Versuchen wirs ein-

einmal die Eintönigkeit dieser Verse zu heben, indem wir jedem zweiten die Schlußsylbe nehmen:

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond' erscheint dort schon deine Burg. —
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,

4. Das Unheil abzuwehren, was im Sturm
Dort etwa blinde Leidenschaft versuchte,
Mit weiser Ueberredung goldnem Spruch,
Die schnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
8. Wo Zorn und Liebe wild bewegt die Brust.

Die Vossischen Verse aus dem zweiten Theile seiner Mythologischen Briefe, wo sie sich Seite 320 befinden, sind diese:

Wo ist so thöricht und so blödes Sinns
Ein Mensch, der wähnt, daß Götter am Betrug
Fleischloser Bein' und bitterer Galle Brand,
Was selbst ein Hund im Hunger nicht geneußt,
Sich freun, und dies als Ehrengab' empfahn?

Zwar ist nicht abzusehn, warum die sechsfüßige Urschrift nicht sechsfüßig übersezt ward; aber das kümmert uns hier nicht, und die Verse sind in der That dem Sylbenmalse nach sehr wohlklingend. Nur fürcht' ich, daß der stets männliche Schluß, der nur einmal, nämlich im ersten Verse, durch einen weiblichen Einschnitt gemildert wird, auf die Länge durch Einförmigkeit ermüden werde. Wie wenn wir mit geringer Veränderung so läsen:

Wo ist so thöricht und so blödes Sinnes
Ein Mensch, der wähnt, daß Götter am Betrug
Fleischloser Bein' und angebrannter Galle,
Was selbst ein Hund im Hunger nicht geneußt,
Sich freun, und dies als Ehrengal' empfahen?

Es ist vor auszusehen, auch hier wird mancher noch über Eintönigkeit klagen *), und eben deshalb scheint mir ein überlegter Gebrauch der Spondeen und Anapästen, wohlklingender Einschnitte, und, in lebhaften Stellen, des siebensylbigen Verses Bedürfnis zu seyn.

Sollte jemand Erleichterung der obigen Regeln wünschen, und lieber den Römern, als den Griechen folgen wollen, so würde ich ihm gestatten, den Jambus mit dem Spondeus und Anapäst in den vier ersten Füßen der zehn- und eilfsylbigen, und in den zwei ersten Füßen der siebensylbigen Verse wechseln zu lassen, die siebensylbigen Verse aber nicht regelmäfsig, sondern willkührlich einzumischen. Wünschenswerther scheint es jedoch, diese freieren Verse nur der Komödie vorzubehalten, und diese auch äußerlich von der Tragödie zu unterscheiden, wie beide Dichtungsarten auch bei den Griechen unterschieden waren.

Im fünften Fuß verlangte ich immer einen reinen Jambus, und würde die Reinheit des letzten vollständigen Fußes auch in fast allen übrigen Versarten fordern. Wie sehr die Verletzung dieser Regel beleidigt, mögen folgende Beispiele lehren.

1) Von Schiller:

Lafs sehn, ob wir den Tollwurm nicht. —

Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort? —

Der boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißrathen. —

Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden. —

2) Von

*) Der Grund der Einförmigkeit liegt aber hier hauptsächlich darin, daß, besonders in der Stelle aus Alarkos, die Unterscheidungszeichen fast regelmäfsig die Verse schliessen, von welchem Fehler ich S. 8. in einer Anmerkung gesprochen habe.

2) Von Göthe:

Mag er mit Willen barfuß gehn? —

War erst aus Frankreich kommen. —

Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorsal gehn.

Man sei erst liebenswerth, wenn man geliebt sein will.

3) Von Herder:

Aus Licht und Schatten webten sie

Der Menschen täuschend Dasein hie,

4) Von Tieck:

Das Rädchen

Dreht munter

Das Fädchen

Hinunter:

Wo weilst du

Lieber?

Was eilst du

Fern über?

Schon gelesen machen solche Verse einen unangenehmen Eindruck, aber noch viel unangenehmer wird er im Gesange, besonders in strophischen Gedichten, wo der Tonsezer den Fehler seltener decken kann. Dafs absichtliches Abweichen von der Regel unsern Dichtern eben so gut vergönnt sein müsse, als es den Alten vergönnt war, versteht sich von selbst. Diese Absichtlichkeit ist vielleicht in Schillers ganzem Gedicht von der Glocke, und ebenso im Kampf mit dem Drachen erkennbar. Ich hebe sämtliche jambische und trochäische Stellen der Art aus, denn die Regel erstreckt sich auch über die Trochäen.

Und wird mit dem Betrübten klagen,

Und stimmen in der Andacht Chor.

B

Wenn

Wenn der Guß mißslang?

Wenn die Form zersprang?

Doch er mit edlem Anstand spricht —

Die hez' ich auf den Lindwurm an.

Und kam der Pilgrimm hergewallt,

Und lenkte in die Unglücksstrafse.

Ebenso will ich aus Göthe's Gedicht auf Mieding's Tod alle Stellen dieser Art ausheben:

Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein. —

Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurt's Thal

(falls man in der Sylbe furt noch die Wurzel hört).

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!

Nur absichtlos, doch wie mit Absicht schön.

Behauptet aber jemand, es sei diese Malerei nicht nur bei Homer, sondern auch bei unsern eben genannten Dichtern

nur absichtlos, doch wie mit Absicht schön, so will ich ihm nicht widersprechen, wenn er nur dagegen eingesteht, daß sie kein bloßer Zufall sei, sondern daß ein richtiges und lebhaftes Gefühl dem von seinem Gegenstande erfüllten Dichter auch den bedeutendsten Ausdruck darbiete.

So weit von unseren fünffüßigen reimlosen Jamben. Welche andere Formen werden uns nun noch für das Schauspiel im Geiste der Neuern zu Gebote stehn? Für einheimische Schauspiele dürfte sich nicht leicht eine neue finden; allein der Gebrauch reiner oder spondäischer und anapästischer Jamben, und das Dazukommen des Reimes bieten keinen geringen Wechsel

Wechsel dar *). Das wird jeder bei der Lesung des Schlegelschen Shakspear und der Schillerschen Jungfrau erfahren haben. Wie angenehm auch hier der eingemischte siebensylbige Jambus klingt, möge folgende Stelle aus Calderon's Andacht zum Kreuze nach Schlegels Uebersetzung lehren.

R i c a r d o.

Da ich die Wunde nah betrachten wollte, —
O höre, Hauptmann, von dem wunderbaren
Ereigniß! —

E u s e b i o.

Wohl, ich wünsch' es zu erfahren.

R i c a r d o.

Fand ich das Blei zerflossen
Auf diesem Buch, das seine Brust umschlossen.
Es war nicht durchgegangen,
Der Wanderer lag von Ohnmacht nur befangen;
Du siehst gesund und frisch ihn vor dir stehen.

E u s e b i o.

Mit Staunen muß ich's und Bewundrung sehen.
Wer bist du, würdger Alter,
An dem der Himmel wurde zum Erhalter,
Dem solch ein wundervolles Heil begegnet?

A l b e r t o.

Hauptmann, ich bin gesegnet
Vor vielen: unverdient ward mir gewähret

B 2

Das

*) Ich habe der Einmischung der Prosa nicht gedacht. Es versteht sich aber fast von selbst, daß ein Gebrauch, wie ihn z. B. Shakspear und Tieck davon machen, sehr zu billigen ist.

Das Priesterthum; und so hab' ich gelehret
 An vier und vierzig Jahr mit Fleiß und Müh
 Die hohen Sätze der Theologie,
 Dort auf Bologna's Schule;
 Dafür ward mir verliehn vom heiligen Stuhle,
 Der meinen Eifer lohnend anerkennt,
 Das Bisthum von Trident.
 Ich nun, da ich betrachte,
 Dafs dies die Rechenschaft mir übermachte
 Für so viel Seelen, als ein Feld der Halmen
 Enthält, und dafs ich kaum der mein'gen dachte,
 Gab alle Lorbeern auf, gab auf die Palmen,
 Und von dem Trug der Sinnen
 Mich wendend, wollt' ich rein'res Licht gewinnen
 In diesen Einsamkeiten,
 Wo mich die nackte Wahrheit sollte leiten.
 Ich ging nach Rom, und wollt' Erlaubniß bitten
 Vom Pabst, o Hauptmann, dafs von Eremiten
 Ich einen frommen Orden stiften durfte;
 Doch dein gewaltsam Streben
 Reifst ab den Faden meinem Loos' und Leben.

Dafs diese Versart auch einer andern Behand-
 lung fähig sei, möge folgende, ebenfalls von A. W.
 Schlegel übersezte Stelle aus Guarini's getreuem
 Hirten zeigen.

Geliebte, sel'ge Haine,
 Ihr einsamen und tiefverschwiegnen Schauer,
 Des Friedens und der Ruh wahrhafte Stäten:
 O wie euch zu betreten
 Mich wieder labt! Und hätten die Gestirne
 Es mir verliehn zum Loose,
 Mir selbst zu leben, und nach meinen Wünschen
 Mein Leben mir zu bilden,

So

So wollt' ich mit Elysiums Gefilden,
 Mit der Halbgötter hochbeglücktem Garten
 Dies' eure holden Schatten nicht vertauschen.

In ganz lyrischen Schauspielen, oder in lyrischen Stellen, wird nach Maaßgabe der Umstände jede neuere lyrische Versart vergönnt sein, wie denn Schiller in der Jungfrau nicht ohne Erfolg selbst Octaven gebraucht hat.

Für Schauspiele im Geiste der Spanier oder der Südländer überhaupt dürfte wohl das Versmaß der Romanzen, d. h. der sieben- und achtsylbige Trochäus, sowohl gereimt, als reimlos, vor andern geeignet sein, so wie das Schauspiel nach Griechischer und Römischer Weise auch die Griechischen Versarten zum Vorbild nehmen wird. Solgers Sophokles und Wolfs Aristophanische Wolken haben hier den rechten Weg gezeigt. Doch nöthigt mich Solger's Sophokles noch, meine Gedanken über einen Punkt zu sagen, in welchem ich mit ihm nicht einig bin. Die Geseze, nach welchen die Griechen ihre Jamben, Trochäen und Anapästen verfertigten, sind durch Brunck, Porson, Hermann und Seidler, wie es scheint, so ziemlich in's Klare gebracht. Aber unsere Uebersetzer der alten Dramen haben diese Lehre entweder zu schwer gefunden, oder den Geist der Deutschen Sprache zu wenig beachtet, um von jener Lehre eine gehörige Anwendung machen zu können. Ich übergehe ganz den gewöhnlichen Uebersetzerschwarm, und stelle nur einige Verse von A. W. Schlegel und Solger auf, worin, nach meiner Meinung, unserer Deutschen Sprache kein Genüge geleistet wird.

Schlegel in seinem artigen Gedicht, worin er drei verschiedene Arten des sechsfüßigen Jambus darstellt,

stellt, giebt mir einen dreifachen Anstofs. Des ersten und anderen würd' ich hier nicht erwähnen, wenn nicht jenes Gedicht manchem zum Muster dienen könnte.

Den ersten Anstofs giebt im 4ten Verse der kretische Ausgang mit vorhergehender Länge, und selbst mit vorhergehendem Komma: *)

Hoch trat und fest auf dein Kothurngang, Aeschylas.

Den andern die kurze Endsylbe im 6ten:

Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen, wovon ich schon oben gehandelt habe.

Den dritten der Daktylus im 7ten und der Tribrachus im 8ten Verse:

Fröhlicheren Festtanz lehrte drauf Aristophanes,

Labyrinthischen: die verlarvte Schaar anführend ihm.

Freilich durfte der Grieche diese Füße brauchen, weil er auch Kürzen betonen konnte; aber wer möchte im Deutschen wohl sprechen: fröhlicheren und labyrinthischen, oder vielmehr wegen des nachfolgenden Anapäst; labyrinthischen? **)

Noch

*) Man sehe Porson's Vorrede zur Hekabe des Euripides S. XXX ff. Hermann's Anmerkung zu Vers 341. derselben Tragödie S. 109. ff. und Solger S. XLV. der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sophokles.

**) Es ist mir nicht unbekannt, daß man hier noch einen Unterschied machen will zwischen wahrhaften Kürzen und Mittelzeiten, die statt der Kürzen stehen. Statt des Jambus den Tribrachus und Daktylus zu gebrauchen, deren zweite Sylbe von Natur kurz ist, z. B. frohere, gestattet man nicht, wohl aber Tribrachen und Daktylen mit einer mittelzeitigen zweiten Sylbe,

Noch härter sind folgende Anapästen bei Solger:
 Ehé dié Zeit naht, da verkündiget ward
 Wiedérgéschlagénés Wehklagegestöhn.

Nach dieser Warnung aber muß ich die Solger-
 schen Jamben vor allen andern empfehlen, zumal da
 der Tribrachus, wenn ich nicht irre, nie, und der
 Daktylus sehr selten, und zwar nur im ersten Fulse
 vorkommt, wo er allerdings am erträglichsten ist. Ich
 gesteh' es, Wolf's und Solger's Jamben und Vos-
 sens Hexameter in der neusten Ausgabe seiner Luise
 scheinen mir die gelungensten Verse, welche unsere
 Litteratur aufzuweisen hat; es versteht sich, daß ich
 hier nur von solchen Versen spreche, die wir dem
 Alterthume nachgebildet haben.

Wäre meine Absicht, eine Anweisung zu geben,
 so müßte ich hier noch von den Einschnitten reden;
 aber einmal handelt Solger in der Vorrede zu sei-
 nem Sophokles hievon vortrefflich, und dann will
 ich ja auch nur auf Mängel aufmerksam machen, oder
 solche Dinge berühren, die noch gar nicht oder nicht
 genügend zur Sprache gekommen sind.

In lyrischen Stellen der alterthümlichen Schau-
 spiele würden wir uns der Sylbenmasse der Griechi-
 schen

wie freudiges. Es ist nicht zu leugnen, Tribrachen
 und Daktylen von der zuletzt beschriebenen Beschaffen-
 heit werden weniger beleidigen, aber beleidigen wer-
 den sie doch immer. Denn machen wir ihren geringen
 Accent durch Nachdruck hörbar, so entsteht statt des
 Daktylus ein Palimbacchius, statt des Tribrachus ein
 Amphibrachus, Füße, welche den jambischen Vers zer-
 stören. Heben wir aber die Mittelzeit nicht hervor, so
 wird sie ja doch nur für eine Kürze gelten, und alles
 fast beim Alten bleiben.

schen Chöre bedienen müssen. Diese sind, im Ganzen genommen *), nicht schwerer als Hexameter und Jamben, aber sie erfordern wegen unserer geringeren Bekanntschaft mit ihnen desto größere Sorgfalt in der Beobachtung aller Regeln. Hier darf namentlich keine Sylbe in Rücksicht auf Länge und Kürze unbestimmt bleiben, und kein Verschluss durch unschicklich angebrachte Unterscheidungszeichen verfleckt werden. Dieser letzte Fehler war, wie ich oben bemerkt, schon bei den Jamben sehr störend, noch vielmehr aber ist er es bei künstlichen lyrischen Versen.

Soviel von der Form unserer dramatischen Werke. Ich gehe zur lyrischen Poesie über. Sie ist grosten theils, wie schon ihr Name andeutet, bestimmt, in Musik gesetzt zu werden; und hieraus ergiebt sich, wenigstens an alle die Gedichte, deren verschiedene Strophen nach einer und derselben Melodie sollen vorgetragen werden, die doppelte Forderung, daß sie einmal durchaus nicht gegen das Sylbenmaß verstoßen, und daß zum andern die Unterscheidungszeichen an schickliche und zugleich in allen Strophen an dieselben Stellen gesetzt werden. Vor allem ist zu verhüten, daß der Sinn nicht unmittelbar aus einer Strophe in die andere übergehe.

In folgendem Wiegenliede von unserem wackeren Claudius werden schicklich immer zwei Verse der vierzeiligen Strophen einen Hauptabschnitt im Ge-

*) Im Ganzen genommen, sage ich; denn die Auflösungen der Längen in eine Reihe von Kürzen, wie z. B. bei Euripides in der Hekabe V. 908. Herm.

αἰνὰ δὲ κέλαδος ἔμολε πόλιν,

sind unserer Sprache allerdings unerreichbar.

Gesange bilden, und es wird daher immer am Schluss der zweiten Zeile ein bedeutendes Unterscheidungszeichen stehn müssen. So ist es in den zwei ersten Strophen wirklich.

So schlafe nun, du Kleine!

Was weinest du?

Sanft ist im Mondenscheine

Und süß die Ruh.

Auch kommt der Schlaf geschwinder,

Und sonder Müh;

Der Mond freut sich der Kinder

Und liebet sie.

Auch in der 4ten und 5ten Strophe findet dieser Ruhepunkt statt, aber leider nicht am Ende der dritten:

Er liebt zwar auch die Knaben,

Doch Mädchen mehr,

Giefst freundlich schöne Gaben

Von oben her

Auf sie aus, wenn sie saugen,

Recht wunderbar;

Schenkt ihnen blaue Augen

Und blondes Haar.

Ich seze noch die beiden folgenden Strophen her, von denen die sechste den Abschnitt am Schluss der zweiten Zeile vernachlässigt:

Alt ist er, wie ein Rabe,

Sieht manches Land;

Mein Vater hat als Knabe

Ihn schon gekannt;

Und bald nach ihren Wochen

Hat Mutter mal

Mit

Mit ihm von mir gesprochen.

Sie saß im Thal.

Am meisten beleidigt dieser Fehler in Gesängen von langsamer Bewegung, also namentlich auch im Choral.

Fast eben so bedeutende Schwierigkeiten werden sich dem Tonsezer von Seiten des vernachlässigten Sylbenmaßes darbieten. Gleich in der ersten Strophe des obigen Wiegenliedes wird er um der übrigen Strophen willen nicht: *sánft* ist, wie es der Sinn fordert, sondern: *sanft* ist betonen müssen; in der 2ten: *freut sich*, statt *freút sich*; in der 4ten: *auf sié aus*, statt *auf sie aüs*; in der 5ten: *alt ist er*, statt *ált ist er*.

Seltener, als der Fehler der unterlassenen, ist der Fehler der übel angebrachten Unterscheidung. Folgende Verse von Bürger geben ein Beispiel:

Da riß entzwei mein Perlenband,

Und eh' ich's mich versah,

Entrollten all' in Erd' und Sand,

Und keine war mehr da.

Ich suchte wohl mit Angst und Schweiß,

Fand keine mehr. Da schien

Verwandelt mein geliebtes Reis

In dunklen Rosmarin.

Hier ist in der 6ten Zeile hinter mehr ein Punkt, das erst hinter schien seinen Platz haben sollte.

Einer besondern Erwähnung verdienen die daktylischen Gesänge, in denen nicht allein der Molossus (— — —), Palimbacchius (— — o) und Kretikus (— o —) sehr beleidigt, sondern, wo flüchtiger Vortrag erfordert wird, oft schon ein härterer Daktylus, der

der im Hexameter unbedenklich kann geduldet werden. Ich bekenne es daher frei, daß Verse, wie diese Schillerschen, einen unangenehmen Eindruck auf mich machen:

Und ehe das dritte Morgenroth scheint. —
 Da schimmern in Abendroths Stralen. —
 Und der Markstein der Schöpfung steht. —
 Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
 Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu
 gehn. —

Ebenso folgende von Göthe:

Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht? —
 Hat mich mit ähnlicher Antwort belohnt. —

Und folgende von Bürger:

Im Gedicht von der Kuh: „Die Schläge der
 Glockenuhr alle.“ — Im Liede vom braven Manne:
 „O braver Mann, braver Mann, zeige dich!“ —
 Im Gedicht vom Kaiser und dem Abte: „Oft
 hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst. —
 So geb' ich denn euren zwei tüchtigen Backen
 zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken. —
 Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt ihr euch
 grämen?“ — Oft mögen solche Verse komisch sein
 sollen, wie in demselben Gedichte folgende:

„Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
 „Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht
 steht.“

Und ebenda:

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
 „Drei Männer umspannten den Schmerbauch
 ihm nicht.“

Alein damit sie wirklich komisch seien, müssen sie
 niemals im Ernste gebraucht werden.

Wie

Wie unvollkommen die lyrischen Versarten der Alten von den meisten unserer Dichter nachgeahmt werden, will ich hier nicht erst untersuchen, da ich bald vom Hexameter handeln werde, welcher bei weitem die bekannteste alte Versart ist, und von dessen unvollkommener Behandlung sich ein leichter Schluss auf die lyrischen Versarten machen läßt. Eben so wenig lasse ich mich darauf ein, weitläufig nachzuweisen, wie oberflächlich man sich zu seinem vorliegenden Gegenstande die Versart wählt. Nur Folgendes bemerke ich kürzlich. Die Versart hat außerordentlichen Einfluß, nicht nur auf den Vortrag des Gedichts, sondern sogar auf die Gedanken und die Wahl der Worte und Wendungen. Man schliesse z. B. seine Strophe mit einem kurzen Verse, und man wird sich unwillkürlich zum Epigrammatischen gezogen fühlen. Hier ist aus einem Hallerschen Gedicht die erste und die letzte Strophe:

Freund, die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Same,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spizen
Röthet mit Blizen.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht schrecken.

Hier sind auch ein Paar von Ramler:
Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eure Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?
Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todesgrüften auferstehn,

Und

Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn?

Schleppend werden fünffüßige Trochäen, die
man zu elegischen Gedichten wählte; so Hölty's
Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute.
und Matthisson's

Schweigend in der Abenddämmerung Schleier,
zumal wenn Wort- und Versfüße allzueinträchtig mit
einander hinwandeln, wie in folgenden Zeilen:

Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute.

Ihre Fächer waren Zephir's Flügel.

Diese morschen Ueberreste waren.

Disteln wanken einsam auf der Stäte.

Auch fehlerhafte Reime entstellen unsere Gedichte nicht selten. Dafs man lange und kurze Vokale, ja sogar nur verwandte nicht unterscheidet, und Schall mit Mahl, hell mit Fehl, Gewinn mit verliehn, Gott mit Tod, stumm mit thum, und ebenso quäle mit Seele und Höhle, Dienste mit künste und Künste, und heilen mit heulen zum Reime paart, mag hingehn, da diese Freiheit der an Reimen so armen Deutschen Sprache einen sehr bedeutenden Zuwachs gewährt. Dafs man aber auch verwandt klingende Consonanten zu reimen nicht verschmäht, ist ganz gewifs nicht zu billigen. Und doch ist es etwas beinah Herkömmliches ch und g, wie in schwach und Tag, ng und nk, wie in jung und Trunk am Ende der Wörter zu reimen, als ob man auch schwache und Tage, junge und Trunke reimen könnte. Der Fehler rührt von falscher Aussprache her.

Noch widriger ist, wo möglich, die Zusammenstellung des d und t, des ls und s, wie so häufig bei Schiller:

Ich

Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
 Ach, ich hab' keinen andern Gesandten. —
 Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
 Und der Jüngling sich also zum König wandte. —
 Und wie mit des fernen Donners Getöse
 Entstürzen sie schäumend dem finsternen Schoße. —
 Laß mich der neuen Freiheit genießen,
 Und auf dem grünen Teppich der Wiesen.

Ich wende mich endlich von unserer lyrischen Poesie zum Hexameter und Pentameter, diesen furchtbaren Klippen, woran schon so mancher gescheitert ist, und noch scheitern wird.

Welche Gestalt zuvörderst diese Verse bei den Alten hatten, zeigen Hermann's Lehrbücher genügend; daß aber die unsrigen von jenen sehr abweichen, lehrt auch ein flüchtig auf sie geworfener Blick. In unsern hexametrischen und pentametrischen Gedichten wird gewöhnlich nicht nur gegen die von den Alten beobachteten Regeln, sondern auch gegen das Sylbenmaß unserer Sprache sehr gröblich verstossen.

Auf einen ältern Dichter, als Klopstock, zurückzugehen, möchte wohl nicht rathsam sein. Ich will daher aus der älteren Zeit nur von ihm, aus der neueren aber von Göthe, Schiller, Herder, Jakobs, A. W. Schlegel und Vofs die nöthigen Belege meiner obigen Behauptung entlehnen.

Gegen das Deutsche Sylbenmaß wird verstossen in folgenden Versen der Klopstockschen Elegie: Die künftige Geliebte (nach der Hamburger Ausgabe der Oden vom Jahre 1771).

Die der Frohen entfliehn, sag' es, einst Glückliche mir.

Ge-

Gehörte einst zu sag' es, so wäre der Daktylus sag' es einst vielleicht nur hart zu nennen; da aber einst zu Glückliche gehört, und als bestimmender Begriff dasselbe sogar übertönt, so entsteht ein förmlicher Kreticus statt des Daktylus.

Dafs, die ich liebe, du mir immer unsichtbar
noch bist.

Niemand sagt unsichtbar, sondern alle Welt:
unsichtbar.

Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder
Arm aus.

Sich ist an Bedeutung und Laut zu schwach,
als dafs es nach streckt in der Hebung stehen
könnte.

Hältst du sie, Mutter, umarmt, dreimal gesegnet
sei mir.

Die Worte sei mir, die einen Jambus bilden
sollen, bilden vielmehr einen Trochäus. Sei ist als
Imperativ mehr denn Copula, und als lang zu be-
trachten.

So scheint auch der Hexameter:

Dreimal gesegnet sei mir dein gleichempfindendes
Herze.

zu lesen, nicht:

Dreimal gesegnet sei mir dein u. s. w.

sondern:

Dreimal gesegnet séi mir u. s. w.

Ganz unlesbar ist folgender Pentameter:

Du, die unaussprechlich meinem Geiste gefällt.

Ich gehe zu Göthe's Hermann und Doro-
thee über, um auch hier einige Verstöße gegen das
Deutsche Sylbenmafs nachzuweisen, und wähle den
Anfang

Anfang der Erato, wo Hermann, wie öfter, sogleich als Trochäus erscheint:

So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung
des Mädchens.

Ebenso Scheinbild in folgendem:

Fest betrachtet er sie, es war kein Scheinbild,
sie war es.

Ebenso Anblick:

Denn der Anblick des Gebers ist wie die Gaben erfreulich.

Ich wende mich zu dem Schillerschen Gedicht: Der Genius.

Hier ist Sonnenlauf als Daktylus gebraucht:
Da noch das große Gesez, das oben im Sonnenlauf waltet.

Ebenso Noch der Noth als Daktylus:

Noch der Nothwendigkeit stilles Gesez, das
stätige, gleiche.

In dem Verse:

Das entweichte Gefühl ist nicht mehr Stimme
der Götter.

kann das Bestimmungswort das mit nachfolgendem
ent unmöglich weder einen Spondeus, noch einen
Trochäus bilden.

Herder's Uebersetzungen aus der Griechischen Anthologie bieten im Anfange des ersten Buches folgende Verstöße dar:

Geh hin als Jambus:

Ja das willst du mir sagen: geh hin zu deinem
Geschäfte.

Mich ohne als Daktylus:

Auf den Rücken, und trug mich ohne Ruder
davon.

Ab legt' ich die als Doppelfuß:

Ab legt' ich die Flügel, und Jupiters schönster
der Träume

Nach dem langen legt kann ich die nicht
füglich einen Trochaeus bilden.

In der Tempe von Jakobs finden sich zu
Anfange des ersten Buches folgende Verstöße:

Den der Hochtronende als Doppeldaktylus:

Den der hochtronende Zeus schlug mit dem
flammenden Bliz.

Griechenland als Daktylus:

Diese Griechenlands Ruhm in dem Dardani-
schen Krieg.

Seite 24 stehn folgende Verse:

Bei der heiligen Rechte des Aïdes, bei dem
geheimen

Torus Persephonens schwören wir, Wanderer,
dir zu,

Jungfrauen sind auch wir hier in der Unter-
welt; bittre Verleumdung,
wo fälschlich die letzte Sylbe in Persephonens
verlängert und in Unterwelt verkürzt wird.

Leicht bietet sich dar:

Bei der heiligen Rechte des Aïdes, bei dem ge-
heimen

Torus Persephonens auch, schwören wir, Wan-
drer, dir zu:

Jungfrauen sind wir auch hier als Gestorbene;
bittre Verleumdung.

A. W. Schlegel, der, wie Jakobs, zu un-
sern bessern Verskünstlern gehört, möge uns jetzt
seine Elegie an Göthe zur Prüfung leihen. In dem Verse:

Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht,
was Phidias kühn schuf!

wo ich vorausseze, daß man wenn, nicht noch beton-
tonen werde, ist dies noch zu kurz; und da aus-
serdem das doppelte was leicht mißfallen kann, so
würde vielleicht besser gelesen:

Glücklich, wenn in dem Staube noch ruht, was
Phidias kühn schuf!

In folgendem

Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias
Haupte emporsprang

wird ob sie schon fälschlich als Daktylus gebraucht.
Man sagt obschón, folglich auch ob sie schön
als Creticus oder Verapäst, nicht ób sie schon
als Daktylus.

Nur diese bedeutendern Verstöße (denn die
Betonung Oenomáus und Hermésianáx *) fallen
genau genommen nicht unter meine gegenwärtige
Betrachtung) fand ich bei eilfertiger Lesung in die-
ser ziemlich langen Elegie.

Gegen Vofs, den Meister des Deutschen Hex-
ameters, und den Schöpfer unserer Sylbenlehre, den
man aus seiner Luise kennen lernt, dürfte sich wohl
kaum mehr, als hin und wieder Grenzstreit erhe-
ben.

*) Schlegel liefs sich vielleicht durch Göthe verführen,
dessen Iphigenie dem Könige von
des Oenomáus Tochter, Hippodámien
erzählt, die sie aber besser Hippodamía (Ἰππο-
δάμεια), wie sich selbst Iphigenía (Ἰφιγένεια),
und jene Halbinsel die Taurische, nicht Tauris,
nennen würde, wenn gleich die Franzosen nach dem
Muster der Iphigénie en Aulide auch eine Iphi-
génie en Tauride besitzen.

ben. Dergleichen Fälle sind der Eingangsdaktylus in Virgils Landbau I. 206.

Als wer durch brausende Flut zur Heimath
fahrend des Pontus —

Quam quibus in patriam ventosa per aequora
vectis.

Und V. 309 der Doppeltrochaeus:

Drehend die hanfene Schnur der baleari-
schen Schleuder.

Ausländische Wörter mit anapäischem Anfange mögen in Jamben, da diesem Fusse nur drei Zeiten zukommen, unbedenklich einen Kretikus liefern; sie mögen auch zur Noth den Hexameter anheben, wie V. 34 Skorpion, oder einem Daktylus folgen; allein sie einem vorangehenden Trochaeus beizugesellen, scheint mir nicht statthaft.

Ferner Hambutten als Amphibrachus gebraucht, Luise Idylle I. V. 231 in der Ausgabe von 1812.

Für die benachbarte Stadt, auch Nüss' und Ham-
butten und Morcheln.

Freilich sezen die Märker mit andern den Ton auf die mittelste Sylbe, und sprechen Hambütten, Hambüttenstrauch u. s. w. Aber Ham ist Hag, wie man auch aus Hambuche oder Hahnebüche für Hagebuche sieht, und aus dem Neumärkischen Dorfe Wildenhagen, das den dortigen Laddleuten Wildenham lautet, und muß daher mit den Ostpreussen als Palimbachius Hámbutten ausgesprochen werden.

Nur dergleichen unbedeutende Verstöße wird man bei Vofs finden, und noch dazu sehr wenige,
ob-

obgleich wohl nicht leicht ein Deutscher mehr Hexameter gamacht hat als er.

Nachdem ich von der Verletzung des Sylbenmaßes gehandelt, betrachte ich nunmehr das Versmaß und die Gestaltung unseres Deutschen Hexameters und Pentameters.

Zuförderst raubt oft ein zu amphibrachischer Gang unserm Hexameter alle Mannigfaltigkeit. So bei Klopstock am angeführten Orte:

Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo fließet
der Himmel. —

Ach! wie will ich, o Cidli, dich lieben! das sagt
uns kein Dichter, —

wo im ersten Verse drei, im zweiten fünf auf ein-
ander folgende Amphibrachen ermüden.

Ebenso bei Göthe a. a. O.

Immer sie nöthigt zu wechseln, und Fehler um
Fehler zu tauschen. —

Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freun-
den die Fremde. —

Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaf-
fen für andre.

Hier ermüden stets fünf auf einander folgende Am-
phibrachen. Häufiger sind Verse mit vier Amphi-
brachen, und die mit dreien sind nicht zu zählen.

Ebenso bei Schiller in dem Gedicht: das
Glück.

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung
beseligt. —

Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Men-
schen und Götter. —

Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hö-
rer zum Gotte.

Bei

Bei Herder am a. O. finden sich folgende amphibrachische Verse:

Dafs noch deine Asche, dafs deine Gebeine sich
laben. —

Sei gegrüfset, o Göttin, die alle Gerechten und
Weisen.

Im zweiten dieser Verse gehn den drei Amphibrachen sogar drei Trochäen voran.

Ferner bei Jakobs am a. O.

In den Liedern Homer's. Ihn preiset der Morgen
und Abend.

(Kräftiger: ihn erhebt so Morgen, als Abend.)

Aber Erinna, dein Lied entreifset dem Reiche der
Nacht dich.

warum nicht: entreifset dich nächtlicher Herrschaft?
wodurch auch dich einen schicklichern Plaz gewinnt.

Voll der mystischen Nacht ertönet die Rede
Kassandras,

wofür ich schreiben würde: ertönt die Begeisterung
Kassandras, oder, wenn der Daktylus im fünften Fusse zu hart scheinen sollte: entströmt
der Kassandra Begeisterung.

In der genannten Elegie von Schlegel finden
sich folgende Verse:

Zwar auch dies nur ein kleines, doch ist es ein
werthes Gedächtniß. —

Schwärmt sie noch wo die Bachante, die Skopas,
nicht Bacchus, begeistert? —

Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten
Gekose.

Dem ersten Verse läfst sich indessen dadurch
helfen, dafs man die Wörter dies und nur ein wenig

nig trennt, und letzteres und doch mit einiger Bedeutung heraushebt. Der letzte Vers aber erhielt vielleicht absichtlich den zu weichen Ausgang.

Voss vermeidet diese Einförmigkeit mit grosser Sorgfalt, und man dürfte, wenn nicht vergebens, doch wenigstens lange suchen, um auf eine Nachlässigkeit der Art bei ihm zu stossen.

Zu den widrigsten Fehlern des Hexameters gehört bekanntlich der, daß er in zwei gleiche Theile zerfällt: freilich ein seltener Fehler, aber doch nicht ohne Beispiel. So liest man in Göthe's Reinecke Fuchs:

Einen Boten zu senden, daß er um Liebes und
Leides. —

Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Ge-
richte. —

Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fusse des
Berges. —

Und bei Herder im dritten Buch der Blumen:

Eine gefährliche Schiffahrt ist der Sterblichen
Leben.

Reicher sind unsere Dichter an Hexametern, in denen Wortfüße und Versfüße in allzugroßer Einsacht mit einander wandeln. Hier sind einige Beispiele aus Klopstocks Elegien:

Eile nicht so! doch mit welchem Namen soll ich
dich nennen?

Schöner, edler Jüngling, den alle Grazien
schmücken.

Aus Göthe's Reinecke Fuchs:

Reinecke stellte sich fromm, und wollt' ihn al-
lerlei weisen. —

Innerhalb unsers Königes Fried' und freiem Ge-
leite. —

Noch ein anderes Stückchen will ich euch war-
haft erzählen.

Von Schiller am a. O.

Alles menschliche muß erst werden und wachsen
und reifen.

Aus dem Spaziergang:

Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir
endlos. —

Jene Linien sieh'! die des Landmanns Eigenthum
scheiden.

Von Herder am a. O.

Regentrunk taumelst du hin mit schlammiger,
trüber.

Zu den Mängeln des Deutschen Hexameters gehört ferner das Verstummen der Endsylbe. Zu vermeiden ist dieser Schluß nicht ganz, es sei denn durch zu große Aufopferungen, aber mehr als zwei Verse der Art auf einander folgen zu lassen, scheint mir nicht rathsam; und doch finden sich selbst bei Vofs, vier und mehr, ja sogar neun Verse hintereinander, in deren letzter Sylbe ein stummes E ist. So enden z. B. vier Verse in Virgil's Landbau (I. 19 — 22) mit den Wörtern Erfinder, Wurzel, Schimmer, erziehet; und sechs Verse (60 — 65) mit folgenden: öde, Menschen, Gefilde, Jahres, Schollen, koche; und neun Verse (143 ff.) folgendermaßen: Säge, spalten, besieget, Mangels, kehren, Eicheln, versagte, Halmen, Diestel.

In der Luise findet sich dergleichen freilich nicht, aber dafür ein anderer Übelstand, zu häufiger
ger

ger Gebrauch zusammengesetzter Wörter. Ihrer sind allein in den acht ersten Versen nicht weniger, als vierzehn, und zwar sieben am Schlusse des zweiten bis achten Verses, nämlich: Bienengesurres, Moosdach, Gastmahl, Schlafrock, Hausknecht, Geburtstag und Lehnstuhl, wovon die Folge der sechs letzten, ich gesteh' es, auf mich einen unangenehmen Eindruck macht. In dem sechsten Vers sind allein drei solcher Wörter zusammengedrängt:

Sechs Schilfsessel umstanden den Steintisch, welche der Hausknecht.

Dies führt auf den Gebrauch des Trochäus überhaupt, den die Meisten zu wenig scheuen. Ich habe hierüber folgende Meinung. Ganz auszuschließen ist der Trochäus nicht, zumal in Übersetzungen. Denn da es erstens unserer Sprache an Spondeen fehlt, so würden die vielen Daktylen dem Hexameter alle Würde rauben, und ihn eintönig machen. Sodann würde man auf alle Wörter, die einen Kretikus bilden, oder enthalten, gänzlich, und auf manche trochäische, jambische und ähnliche Wörter in einzelnen Fällen verzichten müssen: Umstände, durch welche die Schwierigkeit gute Hexameter zu schreiben außerordentlich würde gesteigert werden.

Ich möchte daher die Regel aufstellen, daß der Hexameter höchstens drei Trochäen zulasse, daß von diesen einer den letzten Fuß bilden müsse, und keiner dem andern unmittelbar folgen dürfe. Der seltene Gebrauch der Trochäen aber bleibt immer löblich; nur scheint es nöthig, in jeden zwei oder drei Versen wenigstens einen Trochäus hören zu lassen, da-

damit er nicht bei zu seltenem Erscheinen das an Fülle gewöhnte Ohr desto mehr beleidige.

Soweit vom Hexameter; und nun noch ein Wort vom Pentameter. Auch er ist oft zu trochäisch geformt: ja einige bedienen sich des Trochäus und Spondeus sogar in der zweiten Hälfte.

So Klopstock am a. O.

Sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied. —

Das aus innerster Brust Klage seufzet und stirbt.

Und eben so Herder am a. O.

Zu gebähren und sie sorgend aufzuerziehen. —

Lebe mit der Vernunft, und du bist nimmer arm.

Sie sehn, verehrte Anwesende, die Musterung ist keinesweges erfreulich ausgefallen, und man muß sich wundern, wie wenig erst geleistet ist. Aber auf der andern Seite müssen auch unsere Hoffnungen wachsen, wenn wir die trefflichen Eigenschaften unserer Sprache bedenken nebst den Ursachen ihres geringen Anbaus.

In ältern Zeiten war die Deutsche Sprache entweder gar nicht Gegenstand des Unterrichts, oder man beschäftigte sich mit ihr doch nur als mit einer Nebensache: das Latein forderte einen ungetheilten Eifer. Seit dem dreißigjährigen Kriege aber, wo wir anfangen den Franzosen nachzuäffen, half auch das Französische unsere Muttersprache hemmen, oder mißleitete und entstellte sie. Alexandriner und andere gereimte Versarten waren die einzigen, worein die damals seltenen Dichter ihre meistens nur schwache Ader ergossen, und Klopstock zuerst machte einen ernstlichen Versuch in den Versmassen der Alten. Vofs war sein glücklicher Nachfolger. Ihm ver-

verdanken wir nicht nur treffliche Muster, sondern auch eine sehr gründliche Anweisung sich unserer Muttersprache in Versen zu bedienen. Wie Wenige aber leider seine Zeitmessung gelesen, wie Wenige sie vollends studirt haben, das beweisen die höchst ungenießbaren Hexameter, die täglich und aller Orten an das Licht treten. Auch was jezt auf unseren Schulen geschieht, um die jungen Leute sowohl mit dem Sylbenmaße unserer Muttersprache, als mit den Versmaßen der Alten durch Lehre und Übung vertraut zu machen, dürfte wohl im Ganzen keinesweges genügen. Soviel weiß ich wenigstens, daß man sich vor zwölf Jahren auf den Berlinischen Schulen, die doch nicht zu den schlechteren gehören, auf Gegenstände der Art nicht einließ. Seitdem sind Anweisungen erschienen von Hörstel, Schaller, Helfrecht und Petri. Die beiden ersten sind mir unbekannt; Helfrecht's Buch habe ich in der ersten Auflage gesehen, worin es sich nicht empfahl. Petri's Büchlein unter dem Titel: Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche, Pirna 1809, VI Seiten Vorrede und 64 Seiten Text in 8. besize ich durch Zufall selbst. Es ist für mittlere Schulklassen bestimmt. Daher erscheint sogleich als unzweckmäßig das auf acht Seiten gelieferte Verzeichniß von Schriften über Sylben- und Versmaß. *) Der Unterricht selbst, den das

*) Das sich übrigens mit manchen Schriften vermehren läßt. Dergleichen sind

J. G. Prändl's vollständige Anleitung zur Deutschen Verskunst mit neuen praktischen Beispielen (mittelmäßigen Gedichten des Verfassers). München 1797, 17 Bogen in 8.

das Büchlein ertheilt, ist theils mangelhaft, theils fehlerhaft, die Beispiele sind einseitig und dem Vortrage fehlt es an Falschlichkeit. Vom Einschnitte z. B., den er übrigens falsch erklärt, sagt er, beim Hexameter, er diene zur Verschönerung desselben, und werde in oder vor seiner Mitte angebracht. Mu-

J. Th. B. Helfrecht's kurze Anleitung zur Deutschen Dichtkunst für Anfänger. Dritte Aufl. Hof 1810. VIII und 232 S. in 8.

A. F. Bernhardi's Sprachlehre. Berlin 1801 und 1803 2 Bde. gr. 8. wo Bd. II. S. 316—437 die Lehre von den Versmaßen bis jetzt am vollständigsten vorgetragen ist.

K. W. F. Solger's Übersetzung des Sophokles, Berlin 1808, 2 Bde. gr. 8, welche in der Vorrede von S. LX bis XCIX über alte Versarten und ihre Nachahmung manches beachtenswerthe Wort enthält.

Das Schallersche Werk abgerechnet, habe ich die neueren von Petri und mir aufgezählten Schriften über Sylben- und Versmaß nunmehr alle nachgesehn, und wenn Schaller wirklich meistens Morizen gefolgt ist, wie Petri anmerkt, so ist mir in der That in diesem Fache kein für die Jugend brauchbares Werk bekannt, indem die Verfasser die Vossischen und Hermanischen Arbeiten wenig oder gar nicht benutzt, und ebensowenig an die Versarten der Italiäner und Spanier gedacht haben. Wer daher in diesem Fache sich selbst oder andere unterrichten will, muß sich in Rücksicht des Deutschen Sylbenmasses an Vossens Zeitmessung, in Rücksicht der alten Versmaße an Hermann's Handbuch der Metrik (mit Zuziehung von Seidler's Werk de Versibus dochmiacis und der neueren Bearbeitungen der Griechischen Tragiker), und in Rücksicht der romantischen Versarten an Bernhardi's Sprachlehre halten.

Muster im Hexameter sind ihm unter uns Vols, Göthe und Klopstock, und zur Probe giebt er aus des lezteren Messias das Vater unser, das freilich zum Belag der fehlerhaften Regeln des Büchleins geeignet ist. Denn in diesem Vater unser liest man unter andern schlechten Versen auch folgenden, der allerdings den Einschnitt in der Mitte hat:

Führ uns nicht in Versuchungen, sondern erlös
uns vom Bösen,
wobei hoffentlich niemand an eine Mahlerei der Ver-
suchung denken wird.

Steht es nun so um die Lehrer der Verskunst, was soll da aus den Schülern werden? wieviel Zeit zum Lernen, und wieviel zum Verlernen werden sie nicht brauchen!

Immer noch ist es daher nöthig, den Unterricht in Sylben - und Verslehre unsern Schullehrern und Schulvorstehern zu empfehlen; und kenntnißreiche Männer, zumal solche, die von allem Verdachte der Schulklügelei frei sind, verdienen unsern Dank, wenn sie durch ihre Aufmunterung die Bedenklichen dreister machen, die Genügsamen zu höheren Forderungen emporheben, und die, welche diesen Theil der Kunst und Wissenschaft durch Lehre und Übung zu verallgemeinern schon angefangen haben, mit Beifall erfreuen. Eine solche Freude habe ich empfunden bei der Lesung von meines unvergeßlichen Lehrers, des Geheimrath Wolf's Vorlesung über ein Wort Friedrich's II. von Deutscher Verskunst, und es sei mir vergönnt, mit den Worten desselben, die Seite 38 und 39 stehn, und die recht im Geiste einer Deutschen

Gesellschaft gedacht sind, meine Vorlesung zu be-
schließen.

„Es kann zweifelhaft sein,“ beginnt diese Stelle, ob in unserer zu diesem Alter heraufgewachsenen Sprache noch aus dem herrlichen Grundstoffe derselben so vieles sich entwickeln lasse, als in jugendlichen Perioden möglich war, zumal in Zeiten, die das Leben weniger heben und emportragen, als getragen sein wollen: immer aber wird weiser Gebrauch ihres unverlierbaren Eigenthums, verbunden mit vorsichtiger Benutzung des früher Errungenen und mit gewandter Nachahmung vollendeter Sprache manchen Schritt weiter führen, wenn unsere Dichter, überhaupt unsere Schriftsteller, vornehmlich die Lehrer unserer Schulen der Sache mit wärmerem Eifer sich annehmen wollen. Denn was bisher ohne schulmäßigen Unterricht blieb, muß solchen endlich erhalten; er muß bis auf einen gewissen Punkt mit Sorgfalt in den Schulen selbst getrieben werden, mit der größten Sorgfalt in den gelehrten. Fürchtet man vielleicht für ein gewisses Flächenmaß der Poëten zu viele zu bilden, und sich an der Natur zu versündigen, die ihre Lieblinge gleich durch die Geburt ausschaffe, so möge man wenigstens glücklich gebornen Dichtern würdige Leser erziehen. In den Schulen, wo Ohr und Gefühl frühzeitig an die Rhythmen der höchsten Muster gewöhnt werden, da müssen auch die Organe ihre erste Bildung empfangen, sicher gegen alles spätere Verderbniß; und scheinen dazu die ehemaligen Vorübungen der Lateinischen Versification unzureichend oder pedantisch, so werden Übungen an Deutschen Beispielen dessen, was aus
der

„der Verskunst der Alten uns nicht unnachahmlich
 „ist, dem nächsten Zwecke vollkommen entspre-
 „chen; sie werden die Empfindung für mannigfalti-
 „gen Rhythmus vielleicht noch kräftiger erwecken.
 „Sollte es dazu an Mustergedichten fehlen, obwohl
 „hier nur Musterverse nöthig sind, so werden diese
 „ohne ausgebotene Belohnungen zu erhalten sein.
 „Manche der vieltönigen Sylbentänze wird freilich
 „der Jüngling erst später in den Werken der Grie-
 „chen kennen lernen; aber er wird dann zu ih-
 „rer Auffassung vorbereitet kommen, und daneben
 „Kenntniß, Achtung und Liebe seiner Landesspra-
 „che gewonnen haben, nicht als eines Mittels all-
 „täglicher Lebenspraxis, sondern als eines geistigen
 „Werkzeuges aller höhern Entwicklung, einer Spra-
 „che, die in vieler Hinsicht größere Schätze darbie-
 „tet, als irgend eine der neuern, von gewissen Sei-
 „ten mehr, als die Lateinische.“

VERSUCH EINER GRUNDLAGE
DER
DEUTSCHEN
TON- UND SILBENMESSUNG.

Eine
in der Königl. Deutschen Gesellschaft
zu Königsberg
im Sommer 1815
gehaltene
Vorlesung.

Auch die Wissenschaften und Künste haben ihre Zeiten, um nicht zu sagen, sie sein der Mode unterworfen: die eine wird eifrig befördert, während wir andere vernachlässigen, bis ein neues, oft umgekehrtes Verhältniß eintritt. So sind namentlich der Verskunst, der doch sonst ihre Brodlosigkeit stets zum Vorwurf gemacht wird, die letzten beiden Jahrzehende, wenigstens unter uns Deutschen, sehr günstig gewesen, so daß zugleich ihre Lehre und ihre Ausübung ungemeine Fortschritte gemacht hat. Aber wer weiß, wie lange das Eisen noch warm bleibt und die Waare guten Absatz findet. Darum laßt es uns schmieden. Vor allen Dingen aber laßt uns über keinen Theil sorglos hingehn und zu genügsam sein; denn sind unsere Formen und Muster fehlerhaft, so werden es auch alle danach verfertigten Werke sein.

Mit diesen und ähnlichen Ansichten habe ich gegenwärtig mein Augenmerk auf die Grundlagen der Verskunst gerichtet und wünsche durch diese Blätter, wo möglich, auch Andere zu dergleichen Rückblikken zu veranlassen.

Jeder Vers bietet uns dreierlei dar:

1. einen Gedanken,
2. Worte einer bestimmten Sprache,

D

3. eine

3. eine solche Anordnung der einzelnen Wörter, daß wir bei ihrem Aussprechen gewisse uns gefallende Zeitabtheilungen empfinden.

Obgleich es nun von diesen drei Stücken der Gedanke ist, worauf Dichter und Leser ihr Hauptaugenmerk richten, so bleibt er doch vor der Hand ganz aus dem Spiele, und wird auch in der Folge nur so weit berücksichtigt werden, als es sein Einfluß auf das Äußere des Verses verlangt, indem ich ja keinesweges von der Dichtkunst, sondern nur von der Verskunst zu handeln gedenke.

Nach Ausschliessung des Gedanken bleiben die Wörter und die durch sie hervorgebrachte Zeitabtheilung. Auch diese beiden Stücke lassen sich noch trennen; denn es giebt Zeitabtheilung auch ohne Wörter. Allenthalben in der ganzen Natur nehmen wir Zeitabtheilung wahr. Die ungeheuren Umläufe der Kometen, Jahre, Monden und Tage, die Schläge des Donners, die Wellen des Meeres, die von einem Eiszapfen herabfallenden Tropfen, der Fußtritt des Rosses, das Trinken des Hundes, das Athmen, der Puls, das Schlagen der Wachtel, der Flügelschlag des Schmetterlings und der Mücke und viele andere natürliche Zeitabtheilungen fallen jedem sogleich bei. Ebenso findet man sie in den Beschäftigungen und Werken der Menschen: im Läuten der Glocken, im Hammerschlage der Schmiede, im Drörschen, in den Schwingungen des Pendels, im Klappern der Mühle, im Ruderschlag, im Trommelschlag, in der Musik und fast allenthalben, wohin man nur seine Sinne kehrt.

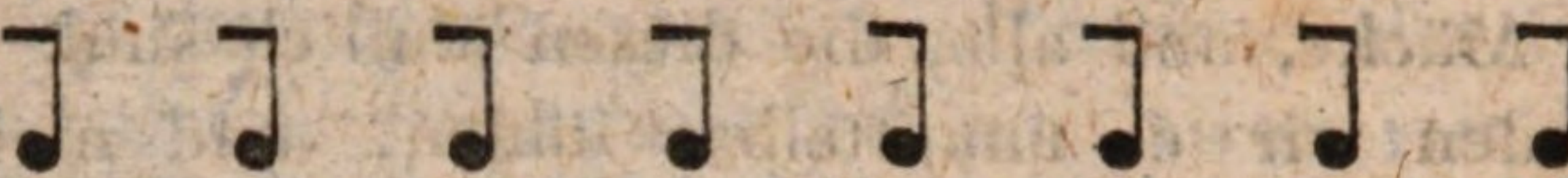
Von diesen Zeitabtheilungen entziehen sich einige der unmittelbaren Auffassung theils durch ihre Gröfse,

Größe, theils durch ihre Kleinheit. Zu ungeheuer sind die Umläufe der Kometen und das Jahr; selbst Stunden und Minuten sind zu groß, als daß wir sie durch eine einfache Empfindung messen könnten: wir sind genöthigt sie zu zertheilen. Zu klein sind die Zeitabtheilungen in dem behenden Flügelschlage der Mücke, und alle, die diesen ähnlich sind. Oder würden wir es unmittelbar fühlen, und nicht gewissermaßen berechnen, wenn einmal das Jahr um drei Monathe zu lang oder zu kurz wäre? und können wir's unmittelbar wahrnehmen, wie oft die Mücke in einem Augenblick ihre Flügel bewegt, und ob alle Bewegungen von gleicher Dauer sind? Vielleicht wendet man mir ein, daß wir bei keiner Art von Zeitabtheilungen die Dauer ganz genau wahrnehmen. Sehr wahr. Allein der Unterschied liegt hier in dem Mehr oder Weniger. Wer uns z. B. ein Allegretto im $\frac{3}{8}$ Takte so spielte, daß er den Takt bald um $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ verlängerte, bald wiederum verkürzte, der würde diese Ungleichheit nicht bloß nicht verbergen können, sondern auch unser Ohr beleidigen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Umlaufe der Kometen und dem Flügelschlage der Mücke.

Da nun Falschheit eine nothwendige Bedingung jedes Kunstwerkes ist, zu große und zu kleine Zeitabtheilungen aber nicht falsch sind, so werden solche Zeitabtheilungen kein Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung sein können. Die noch übrigen falschen aber sind zweierlei, einfache und zusammengesetzte. Die einfachen bestehen in der Wiederkehr derselben Zeitdauer, wie sie sich beim Wellenschlage oder bei gleichmäßig herabfallenden

Tropfen zeigt, die zusammengesetzten in dem Vereine verschiedener Zeiten.

Die einfachen Zeitabtheilungen, die wir durch Noten von gleichem Werthe, und zugleich durch Laute und Zahlzeichen, folgendermaßen darstellen:

A. 
 oder la la la la la la la la
 oder 1 1 1 1 1 1 1 1 *)

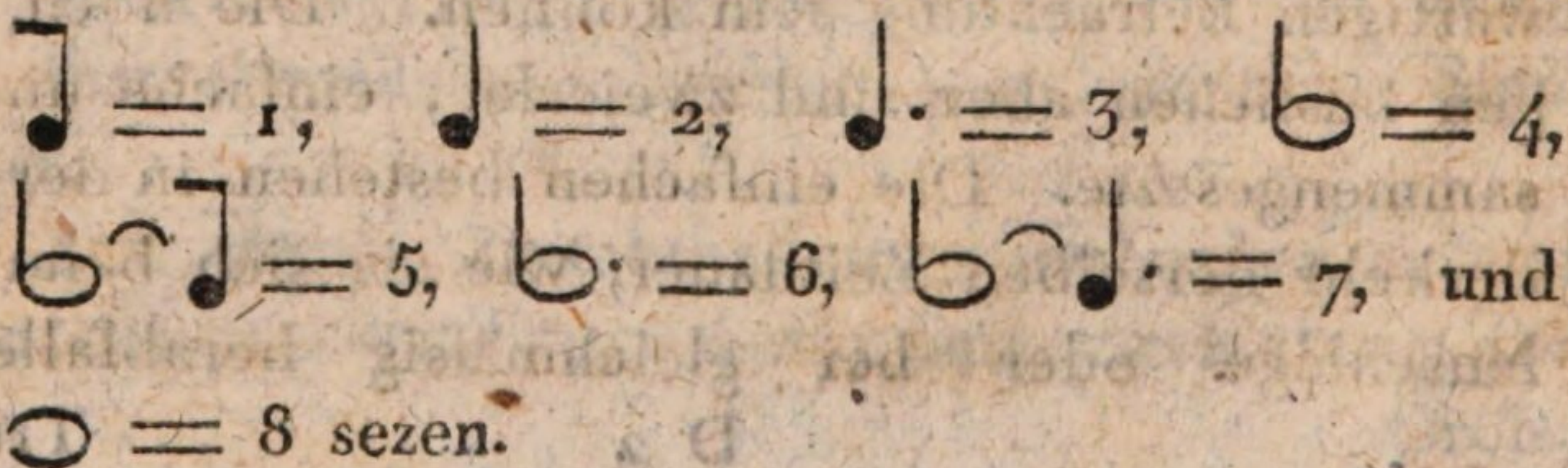
können ebenfalls kein Gegenstand der rhythmischen Kunst sein, da es ihnen an Verhältnissen und somit an der ersten Bedingung alles Schönen gebricht. Sie gewinnen aber Brauchbarkeit, sobald wir zwei oder mehrere derselben durch geschickte Verbindung zu einer zusammengesetzten Zeitabtheilung erheben. Von der Art und Weise diese Verbindung zu bewirken, wird nachher die Rede sein.

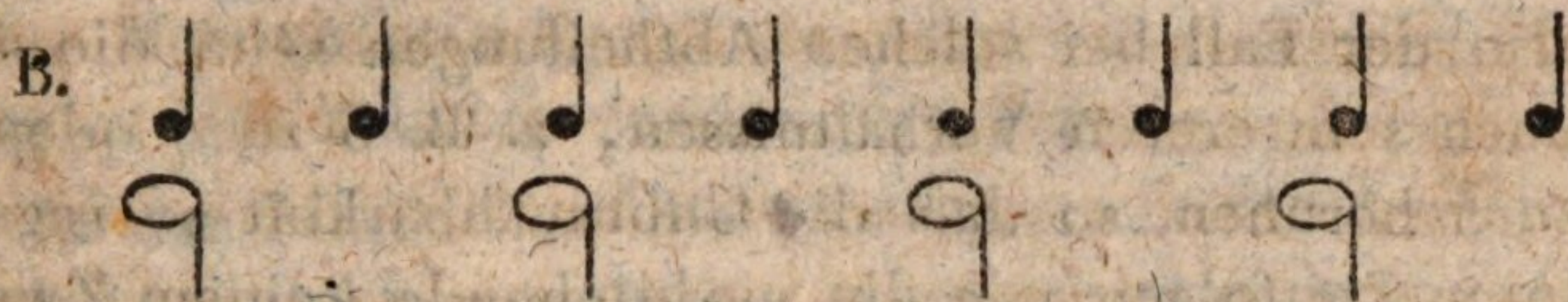
Die zusammengesetzten Zeitabtheilungen, wie wir sie z. B. im Klappern der Mühle und im Wachtelschlage finden, sind also der eigentliche Stoff der rhythmischen Kunst. Sie sind von dreifacher Art:

1. Solche, in denen zwei oder mehrere einfache Zeitabtheilungen neben einander hinlaufen:

B.

*) Für Diejenigen, welche mit den musikalischen Zeichen unbekannt sind, wird kürzlich bemerkt, daß wir

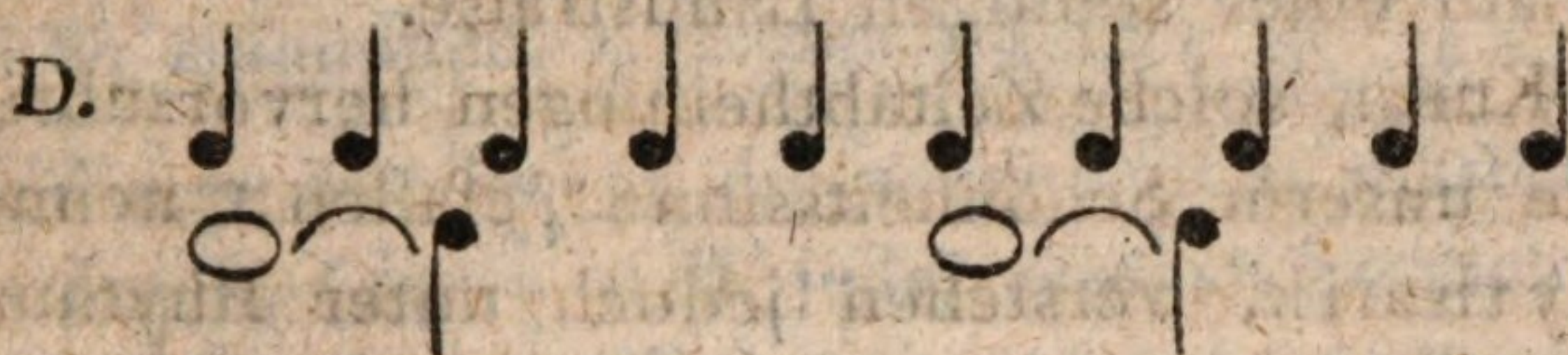

 $\text{Note} = 1, \text{Note} = 2, \text{Note} = 3, \text{Note} = 4,$
 $\text{Note} = 5, \text{Note} = 6, \text{Note} = 7, \text{und}$
 $\text{Note} = 8 \text{ sezen.}$



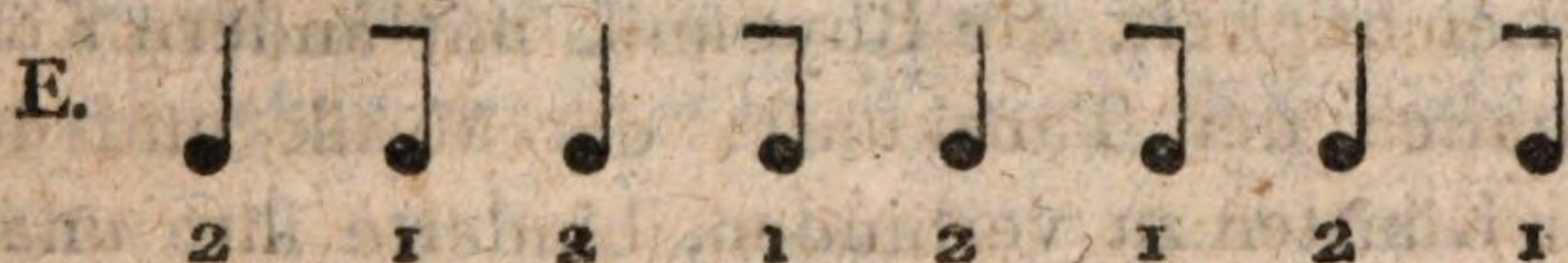
oder auch:



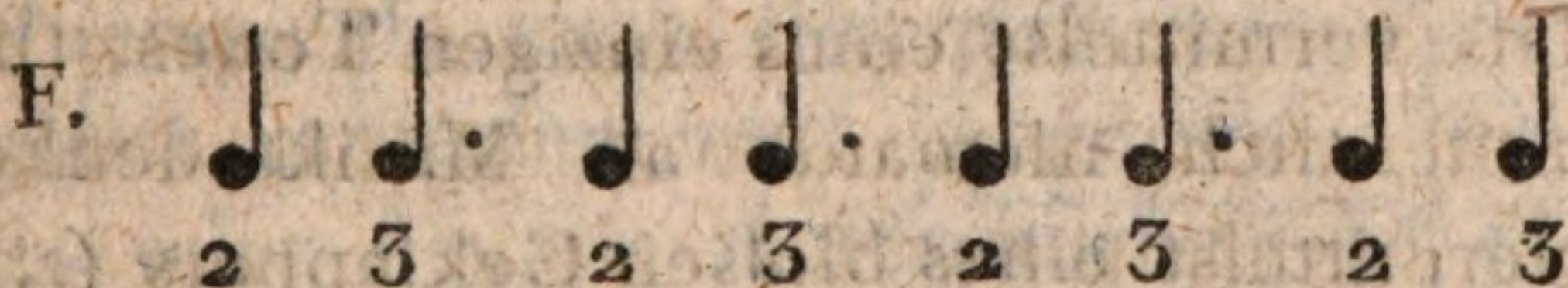
oder auch:



2. Solche, die zwei oder mehrere einfache Zeitabtheilungen mit einander wechseln lassen:



oder:

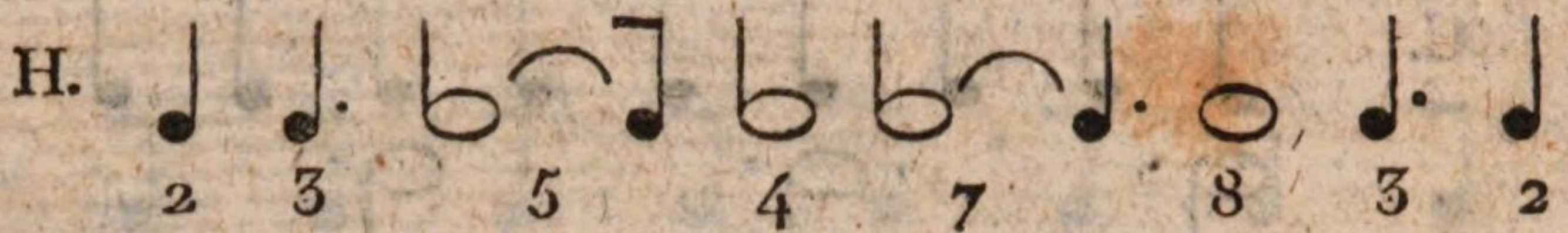


3. Solche, in denen verschiedene einfache Zeitabtheilungen zugleich neben einander fortlaufen und mit einander wechseln.



Schon die unter D. und F. aufgestellten Abtheilungen dürften unfalschlich und daher unbrauchbar scheinen; und doch beruhen diese nur auf den Verhältnissen 1 zu 5 und 2 zu 3. Noch mehr wird dies also

also der Fall bei solchen Abtheilungen sein, die auf noch schwereren Verhältnissen, z. B. 3 zu 4 oder 4 zu 5 beruhen, so daß die Unbrauchbarkeit so regelloser Zeitfolgen wie die nachstehende keinem Zweifel unterworfen ist:



Solche Abtheilungen gleichen den Stößen eines Karrens auf einer steinigten Landstrasse.

Die Kunst, solche Zeitabtheilungen hervorzubringen, die unserm Schönheitssinne gefallen, nennen wir Rhythmik, verstehen jedoch unter Rhythmik auch den Inbegriff der Regeln dieser Kunst, d. h. die Wissenschaft der Rhythmik.

Die Leichtigkeit, die Rhythmik mit andern Künsten, nämlich der Tanzkunst, der Musik und den redenden Künsten zu verbinden, hinderte ihre unabhängige Ausbildung. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß vermittelt eines einzigen Tones, (bei dem also hoffentlich niemand an Musik denken wird) oder vermittelt eines bloßen Geklappers (z. B. in einem Marsche auf der Trommel) Zeitabtheilungen hervorgebracht werden können, die wir schön finden werden.

Was nun die Mittel betrifft, durch welche die genannten Künste die rhythmischen Abtheilungen, oder das Maß hervorbringen, womit sie die Zeit messen, so sind dies beim Tanze die mancherlei Wendungen des Körpers und der Glieder, hauptsächlich also die Tanzschritte. Aus diesen wird ein größeres Maß, die Tanzabtheilung (oder Tour) zusammengesetzt, und aus den Tanzabtheilungen endlich das größte Maß

Mafs, der vollständige Tanz, den man, so oft er geendet ist, beliebig wiederholen kann.

In der Musik sind die kleinsten zum Mafse dienenden Abtheilungen Noten von verschiedener Bezeichnung und Dauer, je nachdem es der Takt erfordert. So sind es im $\frac{2}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$ und $\frac{6}{4}$ Takte Viertelnoten () , im $\frac{2}{8}$, $\frac{3}{8}$ und $\frac{6}{8}$ Takte Achtelnoten () u. s. w. Aus ihnen sezen sich höhere Abtheilungen, Takte, zusammen, z. B. der $\frac{4}{4}$ Takt () , aus diesen wiederum die sogenannten musikalischen Rhythmen, (deren z. B. jeder einfach gespielte Theil eines Schottischen Tanzes zwei hat, jeden zu vier Takten), und aus den musikalischen Rhythmen endlich ganze Musikstücke, oder grössere Theile von Musikstücken, z. B. von Tänzen, Märschen und Sonaten.

In den redenden Künsten werden sowohl die kleineren als auch die grösseren Zeitabtheilungen doppelt anzugeben sein, je nachdem wir sie für den Vers oder für die wohlklingende Prosa (den *numerus oratorius*) suchen. Zwar werden es hier, wie dort, Sylben und Worte sein; aber in der Rede bekommen diese Sylben und Worte kein genau bestimmtes, durch Zahlen auszudrückendes Verhältniß, und noch weniger werden dieselben Verhältnisse regelmäfsig wiederholt. Im Gedichte dagegen hat jede Sylbe ein bestimmtes Verhältniß zu ihren Nebensylben, so wie jede aus ihnen zusammengesetzte Zeitabtheilung zu den ihr vorangehenden und nachfolgenden Zeitabtheilungen. Ausserdem werden in der ungebundenen Rede die grösseren Zeitabtheilungen, d. h.

h. die Sätze und Perioden, durch den in ihnen enthaltenen Sinn bestimmt, während sie in der gebundenen Rede von der Beschaffenheit der einzelnen Sylben hergenommen, oder gar von aussen hinzuge-
than werden. So trennt der Punkt zwar regelmässig die Abschnitte der Rede, aber weder die Fülse noch die Verse, ja nicht einmal immer die Strophen eines Gedichtes. Soll ich das Verhältniß der Rede und des Gedichtes durch einen Vergleich ausdrücken, so ist jene ein Garten im Englischen, diese ein Garten im Französischen Geschmacke. Hier sind die Gänge schnurgrade, die Winkel von gleicher Grösse, die Beete von gleicher Länge und Breite, die Bäume von bestimmter Gestalt und Grösse. Dort laufen die Gänge zwar nicht ohne Regel, die einzelnen Rasenplätze und Gebüsche sind nicht formlos, die Bäume, nach Grösse und Farbe verschieden, stehn nicht zufällig; aber nichts von dem allen ist einem strengen Verhältnisse unterworfen, nichts ist, das nicht auch ohne sonderlichen Nachtheil anders sein könnte.

Die Aufeinanderfolge von Zeitabtheilungen (gleichviel, ob nach einem Gesez, odernicht) heisst uns Rhythmus. So ist die Grundbewegung eines hexametrischen Gedichtes daktylischer, eines Gedichtes in Trimetern jambischer Rhythmus. Rhythmen, welche gefallen, sind eurythmische.

Jeder Rhythmus ist an sich anfang- und endlos. Wie aber alle Künste genügen, wenn sie aus dem Unendlichen einen Theil so herausheben, daß wir dadurch auf das Unendliche geführt werden, so auch die Rhythmik. Nehmen wir aus einem Rhythmus

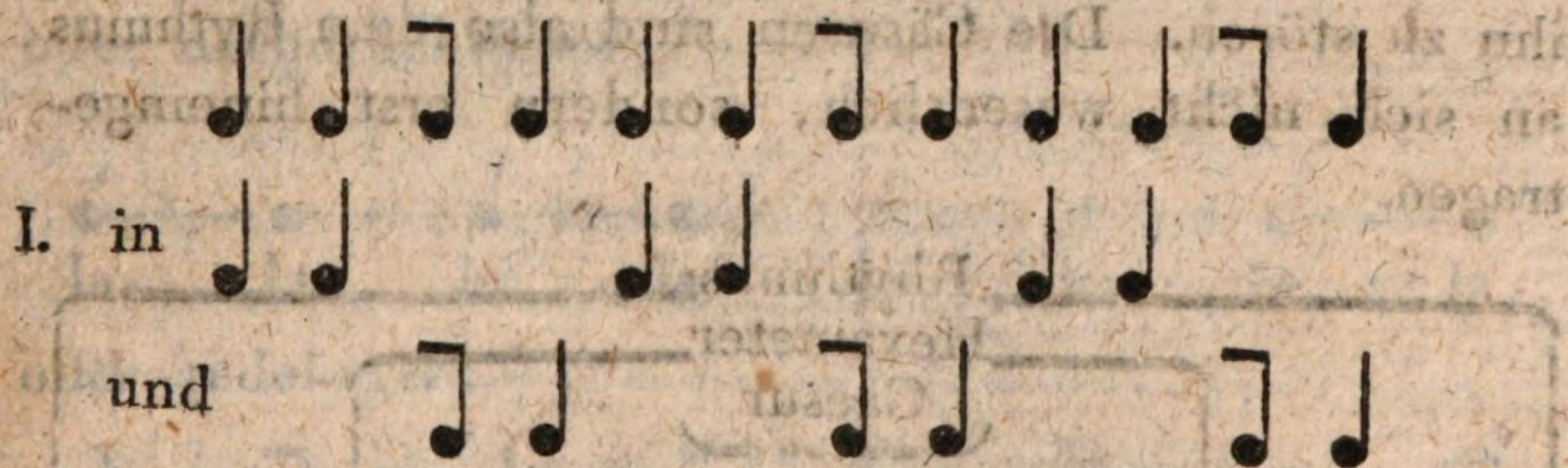
soviel Zeittheile, als nöthig sind sein Gesez zu be-
zeichnen, z. B. aus einem daktylischen Rhythmus:

8 + e - e / e e / e e - e e - e e - + 8

einen Daktylus (— u u), aus einem trochäischen:

$$\infty + -u + u - u - u - u - u - u - u + \infty$$

einen Trochäus (— ∪), und bezeichnen auf diese Art zugleich auch die Stelle des Eintretens in die unendliche Reihe (denn ich konnte ja auch vor der Kürze ∪ — ∪ | ∪ — ∪, ∪ ∪ — | ∪ ∪ —, ∪ — | ∪ — eintreten, und so ganz anders in Amphibrachen, Anapästen und Jamben fortschreiten), so erhalten wir einen sogenannten Fuß (pes), in den obigen Fällen den Daktylus und Trochäus. Ist aber der Rhythmus ein gemischter, so muß ich ihn zur Auffindung der Füße erst in seine einfachen Rhythmen zerlegen. So wird folgender Rhythmus



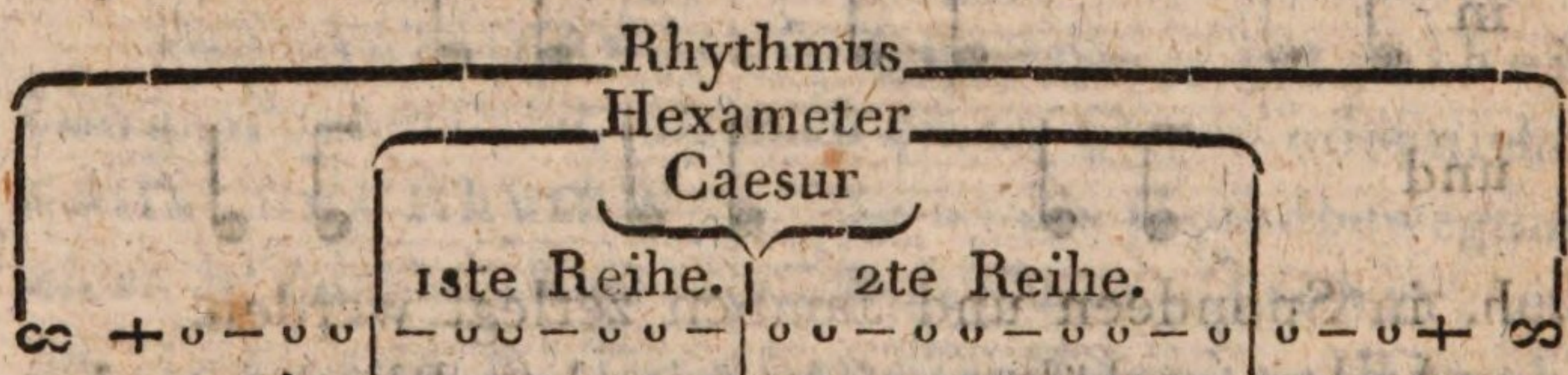
d. h. in Spondeen und Jamben zerlegt werden.

Anders verhält es sich mit dem Rhythmus der Rede (*numerus oratorius*). Zwar ist auch er nicht allenthalben derselbe, sondern gestattet allerdings Artverschiedenheit; aber seine Verhältnisse lassen sich nicht durch Zahlen bestimmen, wie bei dem Rhythmus der Verse. Der Rhythmus der Rede ist nicht versmässig, sondern nur versähnlich. Je nachdem er aber dieser oder jener Versart näher kommt, wird er auch mehr diesen oder jenen Charakter haben.

ben. Hier öffnet sich 'ein meines Bedünkens noch wenig angebautes Feld, das freilich Vielen unfruchtbar scheinen wird, am meisten aber wohl denen, die es am wenigsten betreten haben.

Den von einem willkührlichen Anfangspunkte bis zu seiner Unterbrechung fortgeführten Rhythmus nennen wir Metrum oder Versmafs (nicht mit Sylbenmafs zu verwechseln), Vers aber in sofern sich derselbe in Worten darstellt. Wir werden daher auch ganze Systeme von Füfsen und Doppelfüfsen, z. B. die anapästischen in den dramatischen Werken der Griechen, immer nur als einen einzigen Vers anzusehen haben.

Längere Verse, damit sie nicht ermüden und damit sie besser empfunden werden, pflegt man zu unterbrechen durch Einschnitte (Caesuren), die den Vers in zwei oder drei Reihen theilen, ohne ihn zu stören. Die Cäsuren sind also dem Rythmus an sich nicht wesentlich, sondern erst hineinge-
tragen.



Die Kunst Versmase hervorzubringen oder wenigstens anzuwenden heisst Verskunst oder Metrik, unter welcher letzteren Benennung wir jedoch auch die Wissenschaft der Versmase, d. h. die Verslehre, verstehen.

Soviel von den Rhythmen ohne Rücksicht auf die Stoffe, in welchen sie dargestellt werden; und nunmehr zu diesen Stoffen, oder vielmehr zu demjenigen

nigen Stoffe, dessen sich die Verskunst bedient, d. h. zu den Sylben und Wörtern der Sprache.

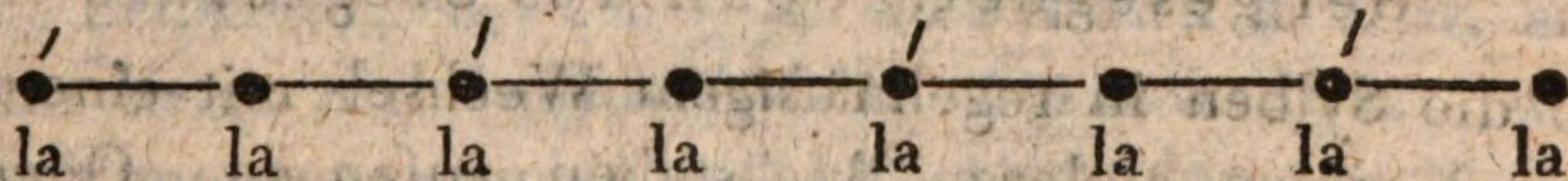
Acht in jeder Rücksicht gleiche Sylben, z. B.

la la la la la la la la

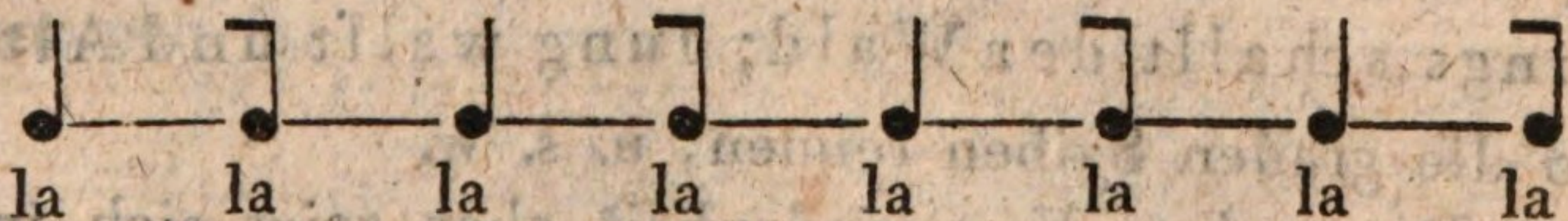
und die auf gleiche Weise ausgesprochen werden, geben an sich keinen Vers, weil wir nur Eine Reihe von gleichen Zeitabtheilungen in ihnen besitzen, der es mithin an Verhältnissen fehlt, ohne welche ja das Schöne nicht gedenkbar ist. Wir sind demnach genöthigt, um Verhältnisse zu gewinnen, eine zweite Abtheilung mit der ersten in eine schickliche Verbindung zu bringen, indem wir einige la höher aussprechen:



oder nachdrücklicher:



oder gedehnter:



oder indem wir in den Ton selber eine Artverschiedenheit legen, und z. B. bei gleicher Höhe, Stärke und Dauer des Tones den einen Laut klar, den anderen dumpf, oder den einen kreischend, den andern blökend, oder den einen spiz, den andern breit hören lassen. So könnte man zu folgender Reihe:

la la la la la la la la

eine

eine zweite fügen, wenn man immer einen Ton um den andern durch die Nase ausspräche.

Diese viererlei Verschiedenheiten ließen sich den vorzutragenden Lauten mittheilen ohne alle Rücksicht auf die etwanige Verschiedenheit der Buchstaben und des Sinnes der Worte, d. h. bei einer Behandlung der Sprachlaute, als ob sie nur Töne eines Instrumentes wären.

Wählen wir aber statt dieser Laute die Worte einer Sprache, so entsteht noch eine fünfte und sechste Verschiedenheit, je nachdem die Sylben aus diesen oder jenen Buchstaben zusammengesetzt sind, oder je nachdem sie dieses oder jenes bedeuten. Jene fünfte Verschiedenheit würde sich z. B. in folgender Reihe zeigen:

alla enni orgo unna,

in der die Sylben regelmäfsig wechselnd mit Vokalen und Konsonanten anfangen. Oder in folgender:

Sei gesegnet, Sohn des Sieges,

wo die Sylben in regelmäfsigem Wechsel mit einem S und einem anderen Buchstaben anfangen. Oder in folgender:

Rings schallt der Wald; Jung wallt und Alt,
wo die graden Sylben reimen, u. s. w.

Die sechste Verschiedenheit aber zeigt sich in nachstehender Reihe:

Geh, erfülle meinen Willen!

wo die ungraden Sylben die bedeutendern, die graden die minder bedeutenden sind.

Mehr als diese sechs Hauptweisen Verse zu bilden wird man wohl nicht auffinden. Wir wollen sie jetzt in den bekannteren Sprachen nachweisen, so weit sie sich darin finden. Die

Die erste und zweite Weise werden sich vermuthlich in den meisten Sprachen in der Betonung (Accentuirung) vereinigen; denn die Betonung pflegt zugleich Erhebung des Tones und Verstärkung desselben zu sein: grade wie auch der heftig redende nicht bloß höher, sondern auch lauter spricht als gewöhnlich.

Sprachen, welche in ihren Versen dem Geseze der Betonung folgen, sind die Italiänische, Spanische und Englische. Diese kümmern sich nicht um Längen und Kürzen, um Diphthonge und Positionen, sondern sorgen nur, daß in jedem Verse die Wortaccente genügen, einen zweiten Rhythmus neben dem ersten in den bloßen Sylben gegebenen, d. h. einen zusammengesetzten Rhythmus hervorzubringen.

Ich sage aber absichtlich Rhythmus; denn Versmaß im Sinne der Alten wird man selten in den genannten Sprachen finden, so daß es besser wäre, die Benennungen Jamben, Trochäen u. s. w. auf ihre Verse nicht anzuwenden, sondern diese, wie auch meistens geschieht, bloß nach der Anzahl der Sylben, nach den Reimen und den Cäsuren zu bestimmen *).

Spra-

*) Anm. Die Verse der Italiäner z. B. sind weder Jambisch noch Trochäisch noch überhaupt nach der Weise der Alten zu messen, sondern haben bloß einen verähnlichen Rhythmus, der eben die nöthige Mannigfaltigkeit in die sonst unerträgliche Eintönigkeit der Sonette, Terzinen, Oktavreime und ähnlicher Verse bringt. Folgende Zeilen werden schon zur Erläuterung des Gesagten dienen:

Sprachen, in welchen die Sylben durch längere und kürzere Dauer im Aussprechen ihre Tüchtigkeit zum Verse erhalten, sind die Griechische und Lateinische

Canto l' arme pietose, e'l Capitano,
 Che 'l gran Sepolcro liberò di Cristo;
 Molto egli oprò col senno e con la mano,
 Molto soffrì nel glorioso acquisto.

Was setzen wir nun in unsern gereimten Versen der Mannigfaltigkeit des Italiäners entgegen? Den zum Gesange bestimmten mag dieser das nöthige Leben gewähren. Aber woher soll es unsern Oktavreimen kommen, wenn wir fortfahren sie möglichst jambisch zu gestalten und um schickliche Einschnitte unbekümmert zu seyn? Irre ich nicht, so werden wir wohl thun den Spondeus, den trochäischen Doppelfuß und den Choriambus, welcher sich oft wider den Willen unserer Dichter einfindet, absichtlich in den Jamben zu brauchen. Verse, wie folgende, zumal wenn sie den Sinn unterstützen, werden, weit entfernt unser Ohr zu beleidigen, dasselbe vielmehr angenehm überraschen:

Zu ihm der Herr: Eil auf den schnellsten Wegen
 Hin zu Gottfried; sag' ihm, warum er weilt?
 Nicht mit des Schwerts wiedererneuten Schlägen
 Die Stadt Gottes vom Druck zu lösen eilt?
 Rufen soll er die Fürsten, soll die Trägen
 Spornen zum Werk: ihm sei die Macht ertheilt!
 Feldherr sei er sogleich! begrüßen werden
 Ihn so, die seines Gleichen izt auf Erden.

Tasso's Ierusalem I. 12. nach Gries.

nische. Bei beiden kommt es bekanntlich in Rücksicht der Verskunst weder auf den Sinn der Sylben noch auf den Ton der Wörter an, und das bedeutendste aller Wörter *θεός*, *dēus* besteht z. B. in beiden Sprachen aus zwei Kürzen, von denen keine durch den Accent verlängert wird, so daß weder *θεός* einen Jambus, noch *dēus* einen Trochäus abgeben kann. Nur darin sind beide Sprachen verschieden, daß der Griechischen ihre Betonung kein Hinderniß in den Weg legt, die Römische aber sich hüten muß, daß der durch die Betonung entstehende Rhythmus nicht den Rhythmus des Verses störe, zu welchem Behufe sie sich's zum Gesez gemacht hat, den

Hierin finden sich also folgende Versformen:

- 1) u — u — — u u — u — u
- 2) — u — — — u u — u —
- 3) — u u — — u u — u — u
- 4) u — — u u — u — u —
- 5) — u — u u — u — u — u
- 6) — u u — — — u — u — ,

die schon viel Mannigfaltigkeit und Leben gewähren. Aber hiemit braucht man sich nicht zu begnügen, sondern kann theils noch manche neue Abänderungen treffen, theils in einem und demselben Verse durch den hier oder dort eintretenden Einschnitt abermals neue Mannigfaltigkeit hervorbringen. So wird, um nur ein Beispiel zu geben, die vierte Form mit folgenden Einschnitten jedesmal einen ganz andern Eindruck machen:

- u — —, u u — u — u —
- u — — u, u — u — u —
- u — — u u, — u — u — (u)
- u — — u u —, u — u — (u)
- u —, — u u —, u — u — u

den Wortton so viel als möglich mit den Hebungen des Verses zu verbinden. Hexameter wie dieser Homerische (Il. XIX. 252.):

Ἀτρεΐδης δὲ ἐρυσσάμενος χεῖρεσσι μάχην,

wo kein Wortton in die Hebung des Verses fällt, giebt es im Lateinischen gar nicht, noch weniger Trimeter, wie folgender zu Anfange von des Sophokles König Oedipus:

ἰκτηρίοις κλάδισιν ἐξεστεμμένοι.

Des vierten oben angegebenen Mittels, nämlich der specifischen Klangverschiedenheit wird sich wohl nicht leicht eine Sprache zur Abmessung der Verse bedienen, da es subjectiv, zu unbestimmt und veränderlich ist.

Das fünfte Mittel umfaßt mehreres, nämlich Allitteration, Assonanz und Reim.

Der Reim, der so natürlich ist, daß er sich auch in der ungebundenen Rede oft wider unsern Willen findet, konnte leicht bei verschiedenen Völkern entstehen. Will man ihn aber von Einem Volke herleiten, so scheinen nicht die Araber, sondern die Römer den meisten Anspruch auf seine Erfindung machen zu dürfen, indem sich bei ihnen schon am Ende des vierten Jahrhunderts gereimte Gedichte finden *). Man hat aber den Reim, meines Wissens, nirgends zur Bezeichnung einzelner Füße gebraucht, wie in folgenden Versen:

Je

*) Das Wort Reim ist hier in einer erweiterten Bedeutung gebraucht worden.

Je weiter deine Reise eilet,

Je lauter, rauher brauset Auster, *)

sondern nur das Ende der Verse oder Hauptabschnitte derselben durch Reime unterschieden. Gegenwärtig ist bekanntlich der Reim ein sehr wesentliches Stück in der Verskunst der gebildeten Europäischen Völker, und die Franzosen haben gar keine andere als gereimte Verse.

Die Assonanz ist dem Reime ähnlich, und vielleicht nur aus der Schwierigkeit dieses letzteren geflossen; denn der Reim muß sich bei uns Deutschen selbst jezt noch sehr viel gefallen lassen, und war anfangs auch bei den südlichen Völkern keinesweges in vollem Gleichklange. Diesen fordert er aber von dem Vokale an, mit dem er beginnt, wie in Raud und Land, während sich die Assonanz mit der Gleichheit der Vokale begnügt. Sie ist besonders den Spaniern eigen, die sich ihrer in den Romanzen bedienen.

Die Allitteration, welche früher ein Eigenthum der Germanischen Völkerschaften war, besteht darin, daß ein Paar bedeutende Wörter oder Hauptsylben derselben an gewissen Stellen der Verse mit einerlei Buchstaben anfangen, wie in folgenden Zeilen aus der von Rühls übersezten Edda (S. 167.):

Surtur fährt von Süden
Mit schwingender Lohe,
Vom Schwerte scheint
Des Schlachtgotts Sonne.
Steinberge spalten,
Götter sinken, u. s. w.

in

*) Sulzer's Theorie Th. IV. S. 84. der Ausg. von 1794.

in denen sich die Wiederholung des S jedem Ohre aufdrängt.

Das sechste, das auf dem Sinne der Worte beruhende Mittel, hat, meines Wissens, keine Sprache unmittelbar angewendet: natürlich; denn der Sinn ist nichts Hörbares. Aber die Germanischen Sprachen haben ihn zum Gesez der Betonung gemacht, und so hat er wenigstens einen mittelbaren Einfluss. Unsere Sprache betont nämlich in einheimischen Wörtern die Stammsylbe, oder die, welche die Stammsylbe wesentlich ändert, wie un, miß, vor in Unmensch, Mißbrauch, Vorzug.

So bleiben uns denn von den obigen sechs Hauptweisen, zu dem in bloßen als gleich betrachteten Sylben gegebenen Rhythmus einen zweiten zu fügen, nur drei übrig, die Betonung, die Länge und Kürze der Sylben (Quantität), und die übrige hörbare Sylbenverschiedenheit, welche letztere Reim, Assonanz und Alliteration ergab.

Wie nun zum Versemachen subjective Fähigkeit des Dichters erforderlich ist, ebenso auch objective Fähigkeit der Sprache, deren sich der Dichter bedient. Die Wissenschaft, welche die Sylben einer bestimmten Sprache dem Versmaße unterlegen lehrt, heißt Prosodie oder Lehre vom Sylbenmaße und Sylbentone. Hier fällt der unendliche Vorzug des Griechischen in die Augen, das schon so frühe von glücklichen Naturen zur Dichtkunst und den mannigfaltigsten Rhythmen ausgebildet ward, wie schon der bloße Hexameter lehren kann, dieser Proteus unter den Versen, in welchem sich alles, das Erhabenste und das Alltäglichsste, das Bewegteste, wie das Ruhigste auf das allervollkommenste ausdrücken

ken läßt. Und gleichwohl war nichts leichter, als solche Verse (wohlgemerkt nur Verse) in Homers Sprache zu machen. Ein mittelmäßiger Kopf mußte stundenlang in Hexametern sprechen können, und schwerlich würden die Griechen einen Knaben, wie den jungen Ovid, um einer solchen Fertigkeit willen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt haben. Die Griechische Sprache wird sich jedem schon erfundenen oder noch zu erfindenden Versmaße mit Leichtigkeit anschließen. Die meisten anderen Sprachen vermögen dieß nicht, und können gewisse Versmaße gar nicht, oder doch nur unvollkommen und mit großer Mühe darstellen. Man sollte also fast glauben, daß der Griechische Dichter des Sylbenmaßes wegen nie in Verlegenheit sein konnte, und doch war er's zuweilen, besonders bei Namen, aber freilich nicht in dem Grade, wie der Deutsche, der oft keinen Ausweg findet, sondern wesentliche Opfer bringen muß. Aber durch langes Grübeln scheint der Grieche sein Feuer nicht ausgelöscht zu haben. Wollte sich ein Knoten nicht im Nu und von selbst lösen, so wurde er zerschnitten, d. h. der Dichter traute dem Leser oder Sänger zu, er werde Härten durch seinen Vortrag zu verheimlichen wissen. Vielmehr aber ist es dem Deutschen Dichter Noth, diese Forderung an seine Leser zu machen. Denn es erkennt zwar auch unter uns nicht bloß der geübtere Leser im fehlerhaften Verse den Rhythmus, sondern sogar der erste Anfänger: das müssen gebildete Ohren oft genug zu ihrer Quaal erfahren *); dagegen dem Rhyth-

*) Möchte doch so mancher unserer Dichter und Dichteringe einer Deklamirstunde der Quartaner und Quinta-

Rhythmus und der Sprache zugleich ihr Recht wiederfahren zu lassen, das ist eine Kunst, die unter uns unglaublich Wenige besitzen.

Nach welchen Regeln werden nun im Französischen Verse gemacht? Die Franzosen haben unleugbar lange und kurze Sylben; aber ob sie auch den Wortton (accent prosodique) haben, darüber sind ihre Sprachlehrer nicht ganz einig. Der Abt d'Olivet, ein unverwerflicher Richter, leugnet ihn gradezu, und führt zugleich den alten Satz seiner Landsleute an: „Um gut Französisch zu sprechen, muß man ohne Accent sprechen.“ Er ist mit dieser Beschaffenheit des Französischen wohl zufrieden, indem so der Redeton (accent oratoire) desto wirksamer sei, und nach Erforderniß des Gedanken, der Empfindung und des Wohlklanges, bald diese, bald jene Sylbe hervorhebe. Seine Behauptung scheint auch nicht ohne Grund zu sein, wenn man das Französische mit dem Griechischen und Lateinischen vergleicht, in welchen Sprachen der Wortton bloß auf Wohlklang beruht. Der Deutschen Sprache aber stehn meines Erachtens die alten Sprachen samt dem Französischen in diesem Stücke nach. Wir Deutsche bezeichnen durch unsern Wortton die wesentlichen Begriffe sehr nachdrücklich, ohne dem Redeton den mindesten Abbruch zu thun.

Was die Französischen Verse anlangt, so verdienen sie genau genommen gar nicht Verse zu heißen,

es

ner zuweilen beiwohnen! Ich denke, er würde dann

zur Genüge hören, wie schlecht er die Sprache dem ge-

wählten Rhythmus angepaßt, und welche unglaubliche

Kunst er seinen Lesern angemuthet hat.

es sei denn, daß man auch eine wohlklingende gereimte Prosa dieses Namens würdigen will: für mehr geben die Franzosen selber ihre Verse nicht aus. Von Füßen ist bei ihnen keine Rede: ihre Dichter zählen Sylben ab, und sorgen für Reim, Einschnitt und Tonfall. Wer daher folgende Alexandriner auf gut Deutsch als Jamben lesen wollte, würde gröblich irren:

Et par droit de conquête et par droit de
naissance.

Mais je ne parle pas seulement à la
France.

Im ersteren wird man vielmehr etwas Anapästisches, im andern etwas Daktylisches wahrnehmen.

Warum aber der Franzose die Längen und Kürzen seiner Sprache zur Hervorbringung von Füßen unbenutzt läßt, ist nicht schwer zu erkennen. Einmal findet in Absicht auf Länge und Kürze nicht nur eine außerordentlich große Verschiedenheit in den mancherlei Französischen Mundarten statt, sondern auch in Paris selber ist nur das zartere Ohr des Gebildeten für die Unterschiede der Länge und Kürze empfänglich. Sodann aber fehlt es der Sprache auch an jenen zahlreichen Bequemlichkeiten, ohne die auch die Griechische und Römische Verskunst nicht hätte gedeihen können. Ich meine z. B. die freie Wortstellung, die leichte Veränderung der Quantität, und die Verlängerung und Verkürzung der Wörter im Dekliniren und Konjugiren *). Daher kann man wohl

*) Anm. ^oHomo, ^ohominis, ^ohomines, ^ohominibus; ^{oo}legis, ^ole-

wohl mit Mühe und Noth einen Französischen Hexameter oder Pentameter zu Stande bringen, aber längere Gedichte in diesen und ähnlichen Versarten werden wohl in Zukunft, wie bisher, erfolglose Versuche bleiben.

Unsere Deutsche Sprache, um es gleich mit einem Worte zu sagen, bedient sich aller drei oben angegebenen Weisen zur Hervorbringung des Verstaktes. Unter diesen aber ist Beobachtung des Worttones das Hauptgesez. Untergeordnet ist das Gesez der Länge und Kürze. Und der Reim endlich, die Assonanz und die Allitteration sind ihr gar nicht nothwendig, wie die nach Griechischer Art gebildeten Versarten lehren.

Lassen wir nun dies dritte willkührliche Gesez aus dem Spiele, so hat das Deutsche große Aehnlichkeit mit dem Lateinischen. Der Römer beobachtete nämlich streng die Sylbenlänge und Sylbenkürze ohne den Wortton zu vernachlässigen; der Deutsche beobachtet streng den Wortton ohne die Länge und Kürze der Sylben zu vernachlässigen; und diese wenigen Worte enthalten die Grundlage der gesammten Deutschen Sylbenmafslehre.

Zwei Hexameter, von denen der erste zwar Länge und Kürze, aber nicht den Wortton, der andere den Wortton, aber nicht Länge und Kürze beobachtet, mögen das Gesagte veranschaulichen:

Land-

gunt, legitis, legetis, legebant, legi, legimus, legistis,
legerunt, lectorum u. s. w.

Landammann, Kriegsvolk enteilt, voll-
zähliges bergan. —

Ehrbarkeit schmück euch vor allem, auch
streitbarer Mut auf dem Schlachtfeld. —

Denn Verse, wie:

Hausmannskost, Tischbier zugleich, und
Braunschweiger Rauchwurst zur Labung. —

dürfen hier nicht aufgestellt werden, weil sie nach jeder besseren Sylbenmafslehre nicht blofs gegen Länge und Kürze, sondern auch gegen den Ton verstoßen. Es ist nämlich schon oben angemerkt worden, daß in unserer Deutschen Sprache der Ton vom Sinne abhängt, und daß also die Stammsylben vor allen andern die betonten sind. Diese Kraft des Sinnes nun darf auch in zusammengesetzten Wörtern nicht unterdrückt werden, wie jeder empfindet, wenn er Wörter, wie Dorfschulhaus ausspricht. Denn obgleich Dorf durch den Ton noch über die beiden nachfolgenden Sylben emporgehoben wird, so fühlt man doch, daß auch diese nicht unbetont sind. Daß aber das Wort Dorfschulhaus nicht etwa blofs wegen der Länge seiner beiden letzten Sylben keinen Daktylus abgiebt, lehren andere Zusammensezungen, deren letztere Hälfte aus Kürzen besteht, wie Holzstammasche, in welchem die Sylben Stamm und Asche selbst nach der feinern Regel der Alten kurz sind. Diese lautet nämlich: ein kurzer Vokal, worauf nur ein einfacher Konsonant folgt, bildet eine kurze Sylbe. Und das ist hier der Fall, da niemand, der genau aufmerkt, in Stamm mehr als Stäm (mit einfachem M) hört, SCH aber, nach der gewöhnlichen Deutschen Aussprache, gleich dem

dem CH der Franzosen und dem SH der Engländer, ein einfacher Konsonant ist, den man nicht mit dem Griechischen ΣΧ (in pas-cho) vermengen darf.

Da nun über Länge und Kürze, abgesehn von allem Sinne und Zusammenhange der Wörter, bloß durch das Ohr entschieden wird,, so gelten Sylben wie Sinn, Blick, Schall, Knapp, Gott u. s. w. mit Unrecht für lang: das Ohr hört sie kurz, aber ihre Bedeutsamkeit giebt ihnen denjenigen Nachdruck, den wir Ton oder Accent nennen *). Solche Bedeut-

sam-

*) Anm. Es dürfte wohl nicht unzweckmäfsig sein, diesem Gegenstande, über welchen ein fast allgemeiner Irrthum herrscht, noch ein Paar Worte zu gönnen.

Es hat seine Richtigkeit, dafs der Deutsche bedeut-
samere Sylben zu dehnen sucht, ja er dehnt sie nicht
selten bis zu einem ermüdenden Uebermalse. „Weeer?
„woooo? wieeee? ist das möööglich?“ hört man
wohl von dem erstaunten Phlegma mit einer Gemäch-
lichkeit fragen, die jeden Diphthong und langen Vokal
zu einer Faubank macht, um darauf sanft ausruhend
die gehörigen Kräfte zur Bezwingung der noch übrigen
Rede zu sammeln. Diese Erscheinung nun mag es
wohl sein, was die Meinung erzeugt hat, dafs der
Deutsche die Stammsylben seiner Sprache durch
Dehnung vor den übrigen kenntlich mache. Al-
lein man verfuhr hier zu rasch: man nahm von allen
Stammsylben an, was nur von einigen und nur in ei-
niger Leute Munde gilt. Denn nicht alle Deutsche ver-
fallen in diesen Fehler, und keiner entschliesst sich die
kurzen Vokale wider die Eigenthümlichkeit unserer
Muttersprache zu dehnen, ausser im Gesange, wo z. B.
wallen, wenn auf die erste Sylbe eine lange Note
fällt, freilich wie waaaalen, und nicht, wie im Mun-
de kunstloser Sänger, wallllen lauten mufs. „Aber,“
kann jemand einwenden, „wenn auch dem Singen-
„den wallllen und Aehnliches verboten ist,

samkeit nun haben in der Regel alle Stammsylben unserer Deutschen Sprache, d. h. alle solche Sylben, die ein Wesen oder seine Eigenschaften und Zustände bezeichnen, und die wir daher wesentliche nennen können, im Gegensatz der außerwesentlichen, die nur Gestaltungen und Verhältnisse des Wesentlichen ausdrücken. Zu den wesentlichen müssen aber auch solche Sylben gerechnet werden, die den übrigen wesentlichen nicht sowohl bestimmte Gestalt und Verhältnisse ertheilen, als vielmehr das innere Wesen derselben verändern, und daher vielleicht nicht un-

schick-

„sollte es nicht dem Sprechenden vergönnt
„sein?“ An sich liesse sich das wohl denken, aber die Erfahrung lehrt es anders: niemand spricht wassss? und wannnn?, sondern wánn? mit erhöhtem und verstärktem Tone, und allenfalls (das ist dann aber eine seltene Ausnahme) wáás?

Doch gegen das alles läßt sich vielleicht noch ein und der andere Einwand aufreiben; aber wie in aller Welt will man Sylben wie Ritt, Knapp, Sack und überhaupt alle solche dehnen, in welchen auf einen kurzen Vokal ein K-laut, P-laut oder T-laut folgt? Hier versagt der Sprachgebrauch die Dehnung des Vokales, wie der Konsonant vermöge seiner Eigenthümlichkeit die seinige. In den Wörtern Ritter, Knappen, Säcke und in allen ähnlichen läßt sich also das wirkliche Mittel erkennen, durch welches wir die bedeutameren Sylben vor den anderen auszeichnen, nämlich Tonerhöhung und Tonverstärkung.

Dasselbe lehrt die Betrachtung zusammengesetzter Wörter wie Abfahrt, Anschein, Willkühr, mitläuft, in denen niemand die vorangehende hochtonige Kürze länger als die nachfolgende tieftonige Länge anspricht.

schicklich mitwesentliche heißen werden. So ist die Sylbe Mensch eine wesentliche, en in Menschen eine außerwesentliche, (denn sie verändert den Begriff Mensch nicht, sondern wiederholt ihn nur); die Sylbe Un in Unmensch endlich eine mitwesentliche, da sie den Begriff Mensch verändert, ja sogar in sein Gegentheil verwandelt.

So genügend nun diese Auseinandersezung im Allgemeinen zu sein scheint, so ist sie es doch keinesweges im einzelnen Falle, weil jede Sprache bei ihrer Ausbildung mehr oder weniger ihre Grundgesetze erkennt, oder das eine um des anderen willen hintansetzt, oder einem fremden Geseze folgt. Die unsrige erkennt manches Wesentliche, und hält wiederum manches für wesentlich, was es nicht ist. Ich werde das Gesagte kürzlich mit Beispielen belegen.

Da jedes zweisylbige Wort der Deutschen Sprache eine wesentliche Sylbe zu haben pflegt, so nimmt sie auch in solchen zweisylbigen Wörtern, die nichts Wesentliches haben, die eine Sylbe für wesentlich, z. B. die erste Sylbe im Artikel eine, eines, denen (statt den) u. s. w.

Leidenschaftlichkeit hat den Ton verrückt in lebendig, trohlócker, offenbár, augenscheinlich von Augenschein, und Allerdurchlaúchtigster von Durchlaucht. Denn um Kraft in ein Wort zu legen, sammelt man dieselbe durch einen Anlauf und ein Hinstürzen über den ersten Theil des Wortes *).

End-

*) An m. Feinde langer Titel, (und das sind Manche, die sie führen, und meistens Alle, die sie nicht führen,) dürften einen andern und zwar grade entgegengesetzten

Endlich in den Wörtern Türkei, Vogtei, Brauerei und anderen hat die wesentliche Sylbe dem fremden Tone weichen müssen, womit die Sylbe ei (d. h. ia, z. B. in Abbatia) gewöhnlich begleitet wird. Eben so verhält es sich mit hofiren, stolziren und ähnlichen Zeitwörtern.

Bei vielen Sylben kann man auch zweifeln, ob sie Stammsylben sind oder nicht. Manche alte Stammsylbe ist unkenntlich geworden, indem sie in der Zusammensetzung oder im Fluß der Rede ihren Ton beinahe ganz einbüßte, und zugleich mit diesem Tone auch die Fülle und Kraft der Buchstaben ablegte.

Grund annehmlicher finden, den mir einmahl Jemand mittheilte. „Ueberzeugt,“ sagte er, „daß die langen Titel oft nichts weniger, als das Thun und Lassen deier, welche sie führen, bezeichnen, sind die Leute stillschweigend übereingekommen, den unbedeutenden und nur durch Herkommen und Anstand des geselligen Lebens noch bestehenden Theil der Titel, gleich den unbedeutenden Vorsylben be, ge, ver, zer u. s. w., so kurz als möglich abzuthun, und die Tonerhebung samt dem begleitenden Bücklinge bis zu der eigentlich bedeutenden Sylbe zu verschieben. Demnach bedienen sie sich im Schreiben vernünftigerweise nur der Andeutung der Zeichen des bezeichneten Nichts, nämlich der sogenannten Abkürzung. Es steckt überhaupt in den Titeln und ihrer Behandlung ein sonderbares Gemisch von Thorheit und Weisheit. Denn Weisheit ist es doch wohl, niemand das Seinige, wäre es auch nur ein Titel, zu entziehen, ohne deshalb vernünftige, zumal beschäftigte Leute durch eine sorgfältige und recht respektvoll betonende Herzahlung ihrer sämtlichen Titularsylben schriftlich oder mündlich zu ermüden. Es ist daher erfreulich, daß nicht nur der Spanier für Vuestra Sennoria und Vuestra Merced V. S. und Um schreibt, und Vusia und Usted

legte. So ward aus eig (in eigen) ig, aus gleich oder leich, lich, aus habest und wirst, hast und wirst. Hast und wirst sind nämlich gewöhnlich nur Hülfszeitwörter, und stehen als solche zu den wirklichen Zeitwörtern fast nur in dem Verhältnisse des Artikels zu seinem Hauptworte. Alle solche Sylben nun, mit Ausnahme der Vor- und Nachsylben, welche ein kurzes oder gar stummes E enthalten, sind tonfähig, d. h. sie können betont werden, nämlich dann, wann das Ohr sie zunächst mit den eben genannten tonlosen Vor- und Nachsylben, oder mit anderen minder tonfähigen Sylben vergleicht. So die Sylbe lich in dem Doppeltrochäus weinerliche, obgleich weinerlich ein voll-

„ausspricht, sondern auch hier zu Lande der gemeine Mann die gewöhnliche Anrede Hochgeehrter Herr, Hochgeehrte Frau in Hohgit Harrk', Hohgit Fruk' abkürzen; und nichts ist natürlicher, als solche Beamten, die eine Menge verschiedener Geschäfte haben, nicht, wie es eigentlich ihr Amt forderte, mit zwanzig Titularsylben, nämlich für jedes einzelne Geschäft mit einer oder einem Paar zu beehren, sondern statt dieser aller Geheimrath, Justizrath, Kriegsrath u. s. w. zu sagen. Der König der Könige,“ schloß mein Jemand, „der in keinem Theile der Weltregierung titular, sondern überall selbstthätig und selbstständig ist, und zugleich am öffentlichsten und am geheimsten wirkt, begnügt sich damit Herr Gott und selbst schlechthin Gott zu heißen; die Kaiser und Könige unserer Erde sind mit Majestät zufrieden: und die Diener der Könige, und die Diener der Diener bis zum untersten hinab sollten an einem zwei- oder dreisylbigen Titel nicht genug haben! Daß nur nicht Jemand auf den Gedanken gerathe, die Wichtigkeit des Amtes oder Nichtamtes stehe mit der Länge des Titels in umgekehrtem Verhältnisse!“

vollkommener Daktylus ist; kaum in freundliche: (kómm freundliche Gespielin!) Tonlos bleiben sie, wo das Ohr sie mit übertönenden, betonten und tonfähigen vergleicht, so daß lich in den Worten: Freundlich bat Röschen ihn fehlerhaft gestellt wäre.

Doch es ist nicht meine Absicht hier eine vollständige Ton- und Sylbenlehre aufzustellen, sondern nur einen festen Grund derselben nachzuweisen, und daher schweige ich nun vom Tone, um noch ein Wort über Länge und Kürze, dem andern, wiewohl nur geringeren Theile der Deutschen Sylbenmafslehre hinzuzusezen.

Lang und kurz sind Beziehungsbegriffe, und können daher keine festen Gränzen haben. Die Griechen und Römer nannten Sylben kurz, die aus einem kurzen Vokale (dessen Wesen ich hier nicht anzugeben brauche) bestehen, auf den entweder nur ein einfacher oder gar kein Konsonant folgt. Folgen zwei Konsonanten, oder ist der Vokal lang, oder steht statt seiner ein Diphthong, so nannten sie die Sylbe lang.

Im Deutschen hat man lange und kurze Sylben mit betonten und tonlosen verwechselt, und z. B. behauptet, alle Stammsylben sein lang. Da ich diese Meinung schon oben widerlegt habe, aber doch gleich Anderen Länge und Kürze unserer Sylben behauptete, so liegt mir ob eine neue Erklärung derselben zu geben. Diese lautet kürzlich so: Lange Sylben sind alle, die einen langen Vokal oder einen Diphthong enthalten, jede andere, wenn dem Vokale auch noch so viel Konsonanten folgen, ist kurz. Lang sind daher die

die Sylben auch, bei, neu, die, Thal, sehn, für, ihn, Ton, u. s. w., kurz Land, kennt, stolz, kommst, tilgst, sprichst's, u. s. w.

Die Länge ist dreifach, je nachdem sie besteht 1) aus einem Diphthonge mit nachfolgenden Konsonanten, wie in raubst's; oder 2) aus einem bloßen Diphthong, dem sich jedoch auch ein Konsonant oder ein Paar leicht anschließen können, wie in Frau, heut, weint; oder 3) aus einem langen Vokale mit oder ohne Nachfolge von Konsonanten, wie in froh, die, straft, lohnst u. s. w.

Ich konnte bei diesen Bestimmungen nur meinem Ohre folgen, da ich mich vergebens nach einem andern Führer umsah, und muß daher freilich erwarten, ob andere mir beistimmen werden. In der Bestimmung der dreifachen Länge könnte ich genauer sein, wenn ich weitläufiger sein wollte, und überhaupt viel daran gelegen wäre. Die Hauptfrage ist: gewähren im Deutschen die Konsonanten eine wesentliche Verlängerung? und diese Frage beantworte ich mit Nein. Denn obgleich ein Vokal mit nachfolgenden Konsonanten unleugbar eine längere Zeit im Aussprechen erfordert als ein bloßer Vokal, so ist doch der Unterschied, den sie verursachen, nicht bedeutend. Man spreche einige Sekunden lang einen kurzen Vokal mit einem Paar nachfolgender Konsonanten (alt) so schnell als möglich aus, und versuche nachher dasselbe mit einem langen Vokale, dem nur ein einfacher Konsonant folgt (Ahn d. h. an), und man wird finden, daß die Länge hauptsächlich auf der Dehnung der Vokale beruht. Dasselbe lehrt der Gebrauch der Grie-

Griechischen und Römischen Dichter. Keinen Diphthong oder entschieden langen Vokal brauchen sie jemals kurz. Denn daß sie ihn bei einem nachfolgenden Vokale verkürzen, kommt hier nicht in Betracht, sondern ist vermuthlich so zu erklären. Wie $\epsilon\sigma\tau\iota\alpha$ in $\epsilon\sigma\tau'\alpha$, so wird auch $\epsilon\sigma\tau\alpha\iota\alpha$ oder $\epsilon\sigma\tau\eta\alpha$ in $\epsilon\sigma\tau\alpha'\alpha$ und $\epsilon\sigma\tau\epsilon\alpha$ verwandelt. Noch weniger läßt sich hier Homer's O statt des Ω anführen: dies zeugt vielmehr zu Gunsten meiner Behauptung, indem man das alterthümliche O nur deshalb beibehielt, weil sich das Ω nicht verkürzen läßt.

Die Verbindung zweier Konsonanten dagegen hat so wenig Länge, daß ihre Verlängerung mehr erkünstelt als natürlich scheint. Da die Vokale das eigentlich Tönende sind, so verschwinden die Konsonanten darüber fast, wenn gleich sie den bedeutenderen Theil des Wortes ausmachen.

Nicht nur gilt Muta cum liquida ursprünglich für kurz, wofür die aus den Komikern erkennbare prosaische Aussprache bürgt, sondern auch andere Konsonantenpaare, und selbst Zusammenstellungen von drei Konsonanten werden kurz gebraucht *).

Ge-

*) Anm. Von vielen Beispielen, die sich finden, hier nur ein Paar Griechische. $\alpha\nu\delta\epsilon\sigma\tau\eta\tau\alpha$ steht Hom. Il. π 357, χ 353, ω 6; denn so lesen die meisten und gute Handschriften, samt Plato und Plutarch. $\epsilon\lambda\epsilon\kappa\tau\rho\upsilon\omega\nu\epsilon\varsigma$ hat Hesiod. Scut. 3 und 83. Und so wird sich denn auch wohl $\alpha\mu\pi\lambda\acute{\alpha}\nu\eta\mu\alpha$ und Aehnliches bei Aesch. Eum. 923,

Geschieht dies nun bei den Alten, so begreift sich, daß bei uns Neuern die Position noch weniger verlängernde Kraft haben wird. Nur die Französische Sprache, sollte man glauben, würde wegen ihrer Tonlosigkeit desto genauer nicht nur auf das Maß der Vokale, sondern auch auf die Position achten. Aber weit gefehlt: auch sie kennt keine Verlängerung durch Position *).

Noch weniger läßt sich dies also von uns Deutschen erwarten. Denn statt mit dem klassischen Alterthume dem Ohre Sylbe für Sylbe und Buchstaben für Buchstaben zuzuzählen, gleich gerecht gegen alle, sie mögen zum Stamme gehören oder nicht, betont sein oder nicht, fragen wir immer nur nach den Hauptsylben, betonen diese auf das nachdrücklichste, und gleiten oder stürmen über alles andere mit einer Eil und Leichtigkeit hin, als ob es kaum
der

Euripid. Alcest. 241. und anderwärts als echt bewähren können. Man vergl. Klarke zu Hom. Il. β 537.; Heath zu Sophocl. Elect. 122.; Porson zu Eurip. Or. 64; Lobeck und Erfurdt zu Sophocl. Aj. 1066.; und Wolf über ein Wort Friedr. S. 49. f.; hüte sich aber Quantität der Sylben und Quantität der Vokale mit einander zu vermischen, wie z. B. Klarke thut, wenn er Gell. Noctt. VI. 15, und IX. 6. anführt.

*) Anm. Cependant en François elles „(Sylben mit Positionen)“ ne sauroient à la rigueur être qualifiées longues, „parceque nos organes, ayant à surmonter l'opposition de leurs consonnes, imitent en quelque sorte le coursier généreux, qui franchit le fossé ou la barrière qu'on lui oppose avec une impétuosité suffisante pour s'en tirer avec honneur. Durand in seiner Dissertation sur la Prosodie Française.

der Rede werth wäre Mund und Ohr damit zu bemühen. So haben unsere wahrhaft eisernen Sprachwerkzeuge eine zermalmende Kraft erhalten, die der Ausländer anstaunt ohne sie je zu erreichen. Und hieraus erklärt sich denn auch, warum wir nicht, wie andere Völker, viele Konsonanten ausstoßen oder doch unausgesprochen lassen, warum wir nicht, wie sie, das Aussprechen gehäufte Konsonanten durch hinzugethane Vokale erleichtern, sondern im Gegentheil noch manche Vokale weglassen, und warum wir die Diphthongen, welche der Italiäner, nach vermuthlichem Vorgange der Griechen und Römer *) sanft verbindend und gemächlich ausspricht (Europa fast wie E-uropa) so heftig zusammenquetschen, als ob sie einfache Vokale wären.

Betrachten wir nun die Sylben der Deutschen Sprache in Rücksicht ihrer Betonung und zugleich in Rücksicht ihres Mafses, so ergibt sich folgende Reihe:

- 1) Lange übertonige, wie Faust in den Worten:

*) Anm. Ich kann mich durchaus nicht überzeugen, daß die Griechen, wie Hermann, mit Wolfs Beistimmung annimmt, ai, oi, ei wie ae, oe, und i oder e aussprachen, wenn ich es gleich für mehr als wahrscheinlich halte, daß Erasmus ihren Laut nicht genau getroffen hat. Ich habe vielmehr gute Gründe zu glauben, daß diese Diphthongen nach Art der Italiänischen, also mehr gesondert als unser ai, oi, ei ausgesprochen wurden, wobei natürlich manche Abschattungen statt finden mochten, je nachdem man den einen oder den andern Vokal lang oder kurz oder gar nach Art des Hebräischen Schwa hören liefs.

ten: nicht Wettkampf, sondern Faustkampf.

- 2) Kurze übertonige, wie Un und Mit in den Worten: Nicht Unmensch sondern Mitmensch.
- 3) Lange hochtonige, wie in Bäume.
- 4) Kurze hochtonige, wie in Stämme.
- 5) Lange tieftonige, wie in Stammbaum.
- 6) Kurze tieftonige, wie in Baumstamm.
- 7) Lange tonfähige, wie in grausam, tugendsam.
8. Kurze tonfähige, wie in freundlich, jugendlich.
9. Lange tonlose, wie die in: Siehe die beblühten Auen.
- 10) Kurze tonlose wie das in: Sieh das grüne Saatgefilde.

Dieser Sylbenreihe gegenüber bietet die Metrik folgende viererlei Sylben dar:

- | | | |
|--------------------|---|-------------|
| 1) gehobene Längen | } | — — — — |
| 2) gesenkte Längen | | |
| 3) gehobene Kürzen | } | ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ |
| 4) gesenkte Kürzen | | |

Und nun entsteht die Frage, wie sich die zehnerlei Sylben unserer Sprache mit den zweierlei Längen und Kürzen der Metrik verbinden lassen. — Meines Bedünkens kann jeder metrischen Länge jede der acht ersten Sylbenarten regelmässig, die tonlose aber, zumal die kurze, nur als Ausnahme und mit der grössten

ten

ten Vorsicht untergelegt werden. *) Der metrischen Kürze überhaupt verbindet sich die tonlose und tonfähige

*) Anm. † Zu den metrischen Kürzen, (metrische Kürzen sage ich; denn metrische Kürzen können sehr gut prosodische Längen, wie prosodische Kürzen, metrische Längen sein,) zu den metrischen Kürzen also gehören hauptsächlich 1. die Artikel der die das und ein mit ihren Abwandlungen, so lange sie einsylbig bleiben, das Pronomen es, so im Nachsaze und zu vor den Infinitiven. 2. alle untrennbaren Vorsylben mit dem Vokale E, also ge, be, zer u. s. w.; aber nicht ant, un u. dgl. 3. alle Abwandlungssylben, deren Vokal ein bloßes E ist: Freund-e, Freund-es, Freund-en; lieb-er, lieb-ere; lieb-e, en, et, end, est, ete, eten u. s. w. Dafs sich nun dergleichen Kürzen als metrische Längen brauchen lassen, mögen folgende Proben beweisen, wenn sie können:

İst's Gottes Wille, so geschieht's.

Alle Lande zu betrachten.

Ö sende die gewünschte Ruhe.

Vernimm es, das Gebet des Frommen.

Will man sich diese Verlängerung im Nothfalle nicht gestatten, so dürfte man sich aus häufigen Verlegenheiten nur mit weit gröfseren Aufopferungen ziehen können. Dichter werden mir hierin vermutlich beistimmen, wenn auch ein blofser Verslehrer seine Forderungen höher stellen sollte, was freilich ohne alle Mühe geschehen kann. Dafs aber auch der Daktylus, Anapast und Choriamb die Verlängerung der Kürze dulde, möchte ich nicht behaupten. Daktylen wie

Mordete der Kanibal —

Künftiges zu prophezeihn —

eilen gar zu flüchtig vorüber, und füllen das gehörige Maas allzu wenig aus. Denn wenn man eine metrische Kürze als Länge brauchen will, so muß man ihr auch die kürzesten Kürzen vorangehn und nachfolgen lassen, so daß in drei Daktylen:

— ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ — ♪ ♪

statt der erforderlichen 12 Moren etwa nur 9 enthalten sind, während drei Jamben:

♪ — ♪ ♪ ♪ —

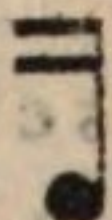
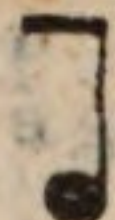
statt der erforderlichen 9 Moren, $7\frac{1}{2}$ enthalten, folglich um $\frac{2}{15}$ weniger von dem erforderlichen Masse abweichen, als die Daktylen. Denn es sind

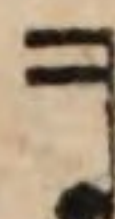
$$\frac{12}{5} = 1\frac{2}{5} = 1\frac{4}{10},$$

$$\frac{9}{7\frac{1}{2}} = \frac{18}{15} = 1\frac{1}{5},$$

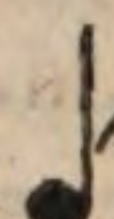
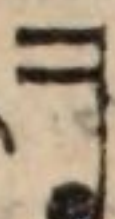
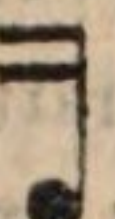
$$1\frac{4}{10} - 1\frac{1}{5} = \frac{2}{10} = \frac{1}{5}$$

Daß aber metrische Kürzen, wie e, en, es, eigentlich zu kurz sind, wird man leicht wahrnehmen, wenn man sie außer dem Verse betrachtet. Denn im Verse hören wir nicht sowohl einzelne Sylben als ganze Füße, und legen der Länge zu, was der Kürze abgeht. Haben wir z. B.

eine Kürze, die nur  statt  gilt, so verlängern wir sie um , und sprechen nicht:

 ,

sondern

  ,

welches füglich angeht, da unsere Deutsche Sprache nicht wie die Griechische und Römische, nur einerlei, sondern vielerlei Längen hat. Sezen wir aber statt der Länge eine Kürze, so berauben wir uns des obigen Mittels, indem ja die Kürze kaum zur Länge, geschweige denn zur Überlänge dienen kann.

Der Gebrauch der Kürze statt der Länge ist besonders am Schlusse der Verse von Wichtigkeit, wie dies unsere Jamben und Pentameter zur Genüge beweisen. Denn hier ist es oft kaum möglich, einen Ausweg zu finden, zumal

in

fähige Sylbe, der gehobenen *) insbesondere auch jede kurze tief- und hochtonige Sylbe.

Bei

in Uebersetzungen: man vergleiche nur Horazen's Oden von Voss. In meiner Vorlesung über Deutsche Verskunst S. 10. f. bin ich über diesen Punkt vielleicht zu streng gewesen; folgende Forderung aber, denk ich, wird jeder gute Verskünstler an sich machen müssen: „Man schliesse den Vers immer so, daß die zu betonende „kurze Schlusssylbe auch von Natur mehr Ton habe, oder „doch ertrage, als die daneben stehenden, schliesse also

„nöthigenfalls mit Größeres, Größerem, redete,

„aber nicht mit Freundliches, Seeliges, wanderte,

„oder gar mit babylonische, Satyren, Zwillinge,

„zumal wenn kein Unterscheidungszeichen folgt, und der „nächste Vers mit einer langen Sylbe anfängt“ Doppelt

vorsichtig sei man, wo man mit drei Kürzen ^{u u u} schliessen muß. Denn selbst unter der Voraussetzung, daß die betonte Kürze wirklich den Vorzug vor den übrigen verdiene, und daß am Schlusse ein Punkt stehe, wird die erzwungene Verlängerung doch nur auf Duldung Anspruch machen können.

*) Anm. Wenn ich hier von betonten metrischen Kürzen rede, so thue ich dies um der Vollständigkeit willen, und denen zu Gefallen, welche der Meinung sind, unsere Muttersprache stehe auch in diesem Stücke den Griechen und Römern nicht nach. Denn nach meiner Meinung können wir Deutsche metrische Kürzen nicht betonen. Wie Griechen und Römer die unbetonten Sylben, zumal die Kürzen, mit dem Ictus versehen konnten, ohne den Wort- und Redeton zu vernachlässigen oder zu verdunkeln, ist kaum zu begreifen; in unserer Sprache aber scheint mir diese Schwierigkeit vollends unübersteig-

Bei der Anwendung dieser Regeln findet die unerläßliche Bedingung statt, jede auch nur im mindesten zweifelhafte Sylbe mit den ihr vorangehenden und nachfolgenden sorgfältig in Rücksicht des Tones und der Länge und Kürze zu vergleichen. Denn da wir, wie oben gezeigt worden, jedem Zeittheil des Versmales (— oder ∪) nicht bloß einerlei, sondern gar vielerlei Sylben unterlegen, so kann es in Beziehung auf die vorangehenden und nachfolgenden Sylben unmöglich gleichgültig sein, was für eine Sylbe ich dem jedesmaligen Zeittheil unterlege.

Auch über diese Vergleichung lassen sich noch besondere Regeln geben, und sind auch zumtheil schon gegeben worden; aber hier ist nicht der Ort dazu. Erschöpfend werden sie überdies nie sein, und

lich zu sein. Bei jenen entschied das Sylbenmaß (Quantität) über metrische Länge und Kürze, und der Wort- und Redeton wurde (wenigstens bei den Griechen) nicht berücksichtigt. Bei uns aber ist es eben der Ton, welcher die Sylben zu metrischen Längen macht, so daß ja unser Grundgesetz ausdrücklich aussagt: jede betonte Sylbe ist metrische Länge. Wie soll also eine betonte Sylbe nun auch Kürze seyn können? So ergibt sich denn, daß wir leider keine ∪ ∪, ∪ ∪, ∪ ∪ ∪ und ∪ ∪ ∪ haben, folglich auch in unsere Anapästen keine Daktylen (— ∪ ∪) mischen, und betonte Längen, z. B. ∪ — — ∪ — in ∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪ —, nie auflösen können, wie die Griechen, welche hierin einen außerordentlichen Vorzug vor uns haben, und zwar nicht nur insofern sie auf diese Weise allerlei Sylben und Wörter in den Vers bringen, die der ursprünglichen Versform zuwider sind, sondern hauptsächlich insofern sie ihren Versen dadurch große Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit ertheilen.

und man wird mit viel geringerer Mühe sein Ohr in dieser Vergleichung üben, als sich eine Menge beschwerlicher Regeln einprägen. Dafs aber diese Regeln aufgestellt werden, bleibt doch immer zu wünschen, weil man bekannt mit ihnen sich in schwierigen Fällen leichter helfen wird.

Noch bleibt mir die Beantwortung einer doppelten Frage übrig:

- 1) Ist es rathsam, nach Französischer Weise Deutsche Verse mit blofs rednerischem Rhythmus zu machen?
- 2) Ist unsere Sprache geeignet, Verse nach Griechischer Weise zu messen, wie Herr Bothe *) behauptet und versucht hat?

Was die erste Frage anlangt, so wird es wohl nicht unbekannt sein, dafs wir Verse durch bloßes Abzählen der Sylben nicht nur machen können, sondern auch lange Zeit wirklich gemacht haben. Ich halte mich daher mit einer Erörterung des Geschichtlichen nicht lange auf, zumal da dies genugsam aus Gottsched's Deutscher Sprachkunst zu ersehen ist, deren vierter Theil von der Tonmessung handelt, und in den Vorerinnerungen eine kurze Geschichte derselben liefert. Aber eben daselbst erfährt man auch, wie wenigstens seit den Zeiten der Minnesinger, Dichter von feinerem Gefühle wirkliche Jamben und Trochäen hervorbrachten, bis 1540
Paul

*) Anm. Theils schon 1808 in der Berlinischen Monatschrift, theils 1812 in einem eigenen Werke: F. H. Bothe's antikgemessene Gedichte. Eine achtdeutsche Erfindung. Berlin und Stettin. 1812. XXXIV. 196. Kl. 8.

Paul Rebhuhn seine jambischen und trochäischen Gedichte, um ihren Rhythmus den harthörigen Zeitgenossen zu offenbaren, mit metrischen Zeichen versah;

„Äch Gott, was soll ich fangen an?“

dann Joh. Klajus 1578 in seiner *Grammatica Germanicae linguae* prosodische Regeln aufstellte in denen es unter andern heißt: „ἀρσῖς et θέσις, observetur, iuxta quam pedes censentur, aut iambi aut trochaei,“ und M. Opitz endlich nicht nur im 7ten Kap. seiner *Teutschen Poeterei* die Betonung unserer Muttersprache von der Quantität der Alten deutlich unterschied, sondern auch in seinen Gedichten mit unverkennbarer Sorgfalt beobachtete, und so das Muster folgender Zeiten ward, dergestalt, daß der bloß gereimte und höchstens nach der Sylbenzahl bestimmte Vers in diejenige Verachtung gerieth, die wir noch jezt mit der Benennung Knittelvers zu verbinden pflegen. Diesen ganz zu verbannen, dürfte eben so unrathsam als unmöglich sein, da es vermuthlich immer sowohl Stoffe als auch Dichter geben wird, für welche er die passendste Versart ist. Sollte aber jemand auch für edlere Dichtungen das Mannigfaltige im Rhythmus des bloß nach Sylben abgezählten Verses vermissen, so erinnere ich an das oben (S. 14. in der Anm.) vorgeschlagene Mittel, welches außer der verlangten Mannigfaltigkeit noch den doppelten Vortheil gewährt, daß einmal diese Mannigfaltigkeit nicht mehr eine unbestimmte, sondern unter Regeln begriffene ist, sodann daß jeder einzelne Vers auch

den

den in ihm enthaltenen Gedanken durch schicklichen Rhythmus möglichst versinnlichen kann.

Soviel zur Beantwortung der ersten Frage. Ueber die andere aber, ob unsere Deutsche Sprache geeignet sei, Verse nach Griechischer Weise zu messen, werde ich mich ausführlicher erklären müssen. Ich will hiebei Herrn Bothe's Lehre und Verse zum Grunde legen.

Kürzen sind ihm 1. ungedehnte Vokale ohne Position; 2. Diphthongen und lange Vokale, worauf unmittelbar ein Vokal folgt.

Längen sind ihm also 1. Sylben mit Positionen, wobei jedoch ähnliche Freiheiten, wie bei den Alten statt finden; 2. Diphthongen und gedehnte Vokale, besonders wenn kein Vokal unmittelbar darauf folgt. *)

Dafs

*) Anm. Damit durchaus kein Mißverständniß entstehe, setze ich Hrn. Bothe's eigene Worte her: „Ein ungedehnter Vokal,“ lauten sie S. XII. ff. „entweder allein, oder vorn mit einem Konsonanten verbunden; ferner ein Vokal, der, vorn offen oder nicht, auf einen Konsonanten ausgeht, welchem ein Vokal folgt; endlich sowohl ein langer Vokal, als ein einfacher, oder vorn mit einem Konsonanten verbundener, Diphthong, dem ebenso ein Vokal folgt: alle diese Sprachbildungen gelten für Kürzen. Wo aber das sehr fühlbare Mafs der Kürze irgend überschritten und man genöthigt wird, auf die Aussprache von Sylbe oder Wort mehr Zeit zu verwenden, da entsteht die Länge“ — „Wenn man nicht etwa Verkürzungen der Vokale“ (soll wohl Sylben heißen), vor bl, pr, st, z, und ähnlichen Buchstabenverbindungen, Verkürzungen von Wörtern wie denn, wenn, will, kann, deren Doppelkonsonant nur den abgestoßenen Vokal

Dafs der Geist der Deutschen Sprache dieser antiken Messung nicht widerstrebe, sucht Hr. B. zu erweisen

1) Dadurch, dafs er die Messung eine natürliche nennt, weil,“ wie er S. XVI. sagt, „es theils „in der Natur der Dinge überhaupt liegt, Gleiches „an Gleichem, und zwar Grölseres an Kleinerem, zu „messen; theils aber, weil seiner Meinung nach, die „Begriffe von Kürze und Länge nicht wohl weiter „ausgedehnt werden können, ohne sie beide zu verwirren.“

2) Dadurch, dafs sich viele von selbst entstandene Verse antikes Mafses bei unsern Dichtern finden.

3) Dadurch, dafs er selber ungefähr dritthalb tausend Verse der Art in sechzehn verschiedenen Versmafsen liefert.

Ich füge noch

4) hinzu, dafs ein grofser Theil von Hrn. B's Versen recht angenehm in das Ohr fällt, und

5) dafs, wenn man unmittelbar von der Lesung Griechischer Gedichte kommt, und dann eine Zeitlang die Bothischen liest, das Ohr einigermafsen geneigt wird, Kürzen mit Positionen für Längen gelten zu lassen.

Fast scheint es unmöglich allen diesen Gründen etwas Bedeutendes entgegen zu stellen, zumal wenn
man

„kal anzeigt, vor Vokalen, Freiheiten zumtheil auch der „Lateiner, ja (doch selten) Homers und der älteren Griechen, als Verstöße ansehen will, so möchte in dieser „Sammlung schwerlich eine Kürze oder Länge zu finden „sein, die nicht auch ein Grieche oder Römer dafür annehmen würde.“

man vorurtheilsfrei verfährt, und der Sache ein williges Ohr leiht, was, denk ich, bei mir der Fall ist, wiewohl ich frei bekenne, mich erst seit einigen Wochen mit Hrn. B's. Gedichten bekannt gemacht zu haben. Allein man prüfe meine Gegengründe.

1) Dafs die Messung der Alten im Ganzen theils natürlich ist, wenn sie gleich im Einzelnen auch Willkühr und Zwang verräth, theils manchen bedeutenden Vorzug vor der unsrigen hat, muß man eben sowohl zugestehen, als die Natürlichkeit dieser letzteren. Aber was im Allgemeinen natürlich ist, muß das auch in unserer Sprache deshalb das Natürlichste sein? Das leugne ich. Die alten Sprachen betonen nach musikalischen Grundsätzen, die Deutsche nach der Bedeutsamkeit der Sylben, wodurch sie sich auch von den Töchtern der Lateinischen Sprache unterscheidet. Und welches von beiden ist nun natürlicher, dafs der Grieche und Römer den Vers nicht nach der Betonung, sondern nach der Quantität, oder dafs der Deutsche ihn nicht nach der Quantität, sondern nach der Betonung abmifst, zumal da der gröfsere Theil unserer betonten und tonfähigen Sylben auch in Rücksicht ihres Masses (der Quantität) den Vorzug vor den tonlosen hat? Gesezt aber auch die Messung der Alten wäre dem Deutschen an sich eben so natürlich oder gar natürlicher als die betonende, wird das genügen, diese letztere, die fast seit zwei Jahrtausenden im ungetheilten Besitze unserer Sprache ist, durch eine völlig fremde zu verdrängen? Denn eine freundschaftliche Theilung findet nicht statt, da beide Messungen ganz entgegengesetzt auf unser Ohr wirken, und so nur Ungewifsheit und Streit in unsere Verskunst brin-

bringen würden. Auch ist es hohe Zeit sich zu erinnern, daß sich unsere Dichtkunst ohnehin schon so weit vom Volksmäßigen entfernt, daß sie der größern Zahl der Deutschen ein verborgener Schatz bleibt.

Auf den 2ten und 3ten Grund erwiedre ich dies: Weder die angeführten Verse unserer Dichter, noch Hrn. B's eigene sind nach der Weise der Griechen gemessen. Denn

a. berücksichtigen die Griechen im Verse den Wortton nicht, was doch hier durchweg geschieht, bis auf einzelne Ausnahmen, die dann auch meistens mißfallen werden: So gleich S. 3:

Muse, die hehr durchschwebte die Reihn der
homérischen Helden,

Dú, die erhört anrief d'ér syrakúsische Hírt,
Wélche die Laúte Katúll's eh saítete, dáß sie ge-
wáltig

Tönte die Párzenweis', und dich, o Júlia, süß,
Göttin Horázens auch, so die Seel' ihm weise ge-
sittigt,

Dáß sie hinán aargleich flog die gestirnete Bahn.

Hier sind dagegen einige Verse, die ich nach Griechischer Weise ohne alle Rücksicht auf Betonung verfertigte; man höre, ob sie auszuhalten sind:

Der Stachel am Strauch ist's, welcher Röschens
Schwäche beschützt.

Schau, Zecher, eine Mischung zu löschen dir heftige-
ren Durst. Der

Der Fíſcher auch Múſchel und Aúſter fíſchet im ſí-
cherén Meer.

Nach der betonenden Messung würden diese Verse etwa so lauten:

Stáchel am Straúche, du bíst's, der Rósleins Schwá-
che beschúzet.

Scháu ein Gemisch, o Zécher, das sélbst den hef-
tigsten Dúrst löscht.

Múscheln und Aústern fíſcht auch im sícheren
Méere der Fíſcher.

b. braucht Hr. B. Sylben mit kurzem Vokal ohne Position lang. So S. 23 schwách, 25 rá-
scher; 26 háſche; 29 ráſches und dích, 31
buhleríſcher; 34 sícher und láchelt; 52 Ge-
büſch; 81 Gemách und viele andere. Aber ge-
nau genommen gehören hieher auch Akker, alle,
Amme, Wonne, Knappe, starren, besser, Sit-
te und mit einem Worte, jeder kurze Vokal mit
folgendem Doppelkonsonanten; der ja (auch nach
Hrn. B's. Bemerkung nur den Vokal schärfen soll.
Man kann sich hievon leicht durch Folgendes über-
zeugen. Wir sprechen nämlich bakken, Wasser
und ähnliche Wörter in Rücksicht auf die Quanti-
tät völlig wie wachen und rascher aus, worin
hoffentlich niemad CH und SCH als doppelte Buch-
staben hören wird; desgleichen ann in Mann-e,
Mann' ist, Mann, nur als an mit einfachem N,
wie

wie in man und an. Denn der Deutsche verdoppelt überall die Konsonanten ebenso wenig als der Spanier, der sie auch nicht mehr schreibt; und selbst Wörter wie Rückkehr und Schallloch lauten nur Rü◌k◌ehr und Schä◌l◌och.

c. Braucht Hr. B. lange Vokale kurz, auch wenn kein Vokal unmittelbar darauf folgt. So S. 41.

Sie, die das Blut mir aussauget, ach! der sie liebt.

Sieh, wie der Schlaf die Unriegel ergrieffen hat!

S. 43. vor, ihm, wer, da, sie, wie; S. 50. oder;

S. 65. über und anderes. Sich hiebei auf Klopstock zu berufen, der oder und über auch einmal als Pyrrhichien gebraucht hat, ist ganz vergebens: Klopstock fragte ja nicht nach Griechischer Quantität, sondern machte seine Verse nach der Betonung, welche freilich lehrt, daß Konjunctionen und Präpositionen weniger Ton erhalten als Substantiva, Adjectiva und Verba.

Was nun die von mir unter Nro. 4 und 5 zu Gunsten der antiken Messung aufgestellten Gründe betrifft, so bemerke ich zuvörderst über den vierten Folgendes. Da Hrn. B's. Verse, einzelne Ausnahmen abgerechnet, den Wortton beobachten, so ist es ganz natürlich, daß sich auch oft recht wohlklingende darunter finden, indem sie Verkürzungen wie des Wortes auch in dem oben gebrauchten Daktylus fischt auch im, und Kürzen mit gehäuften Konsonanten vermeiden. Dagegen tritt aber auch der entgegengesetzte Fehler, Mattigkeit, ein, wo wiederholtlich Längen durch bloße Position gebildet werden,

den, z. B. in folgenden Versen, die sich S. 70, 73 und 79 finden:

Kühner Degen Streite, die wundervollen,
erheben.

Männiglich Ruhmhold, den Küchenmeister, es ehrte.

Und zerbrochen lagen umher viel mächtige Schildsrand'.

Endlich daß sich, wie im fünften Grunde bemerkt worden, die antikgemessenen Verse besser ausnehmen, wenn man eben von der Lesung Griechischer kommt, darf nicht auffallen. Bekanntlich pflegen wir ja die Verse der Griechen ohne alle Rücksicht auf den Wortton zu lesen, und vielmehr, tonlose oder betonte, Sylben nur dann vor den übrigen hervorzuheben, wann sie in den Hebungen des Verses stehn, ein Verfahren, dessen Sonderbarkeit freilich nur durch fast unübersteigliche Schwierigkeit und dadurch entschuldigt und zugleich erträglicher gemacht wird, daß die Sprache eine bereits ausgestorbene und das Verfahren der Griechen uns unbekannt ist. Ob nun gleich ein ähnliches Verfahren in der noch lebenden, uns wohl bekannten Deutschen Sprache nicht bloß viel sonderbarer, sondern auch in der That ganz unerträglich ist, so wird doch die rein antike Messung einen Theil ihrer Unannehmlichkeit für denjenigen verlieren, der sein Ohr durch Lesung der Griechen schon daran gewöhnt und sich gewissermaßen verhärtet hat. Hrn. B's. Verse sind aber obenein keine rein antik gemessenen, sondern verbinden jene Messung mit der betonenden, woraus es sich denn sehr leicht erklären läßt, daß sie dem unmittelbar von der Lesung Griechi-

chischer Dichter kommanden in einem höheren Grade als sonst genügen werden. Allein man gehe nun auch von den Bothischen Versen etwa zur Luise von Voss über, und man wird sich durch die Vossischen Hexameter, trotz einiger Härten, die kaum vermeidlich scheinen, in einem viel höheren Grade befriedigt fühlen.

Es liesse sich noch manches Andere sowohl gegen die antike als auch gegen die gemischte Messung sagen; aber in der Hoffnung, daß das Gesagte schon völlig genügen werde, breche ich hier ab, und schliesse überhaupt meinen Versuch. Es kann nicht fehlen, man wird mir mancherlei Einwendungen machen, indem ich dem Einen zu streng, dem Andern zu wenig streng scheinen werde. Allein ich bin der Ueberzeugung, hier eine unserer Sprache und unserem Ohre angemessene Mittelstrasse gehalten zu haben. Wer dem feinsten Ohre ganz genügen will, häuft die Schwierigkeiten des Versmachens ins Unendliche, und läuft Gefahr an einer Klippe zu scheitern, die wir, wie die verschrobene Sprache so mancher neueren Gedichte und Uebersetzungen lehrt, aus allen Kräften vermeiden müssen. Wer sich dagegen das Versmachen zu sehr erleichtert, der darf sich schon auf den Beifall feinhörender Zeitgenossen keine Rechnung machen, und der Nachwelt, wenn wir anders in unseren Bemühungen um die Verskunst so fortfahren, wie wir seit Klopstock angefangen, natürlich in einem noch viel geringeren Grade zu genügen hoffen.

E N T W U R F

zu

E I N E R A N W E I S U N G

I N D E R

V E R S K U N S T

z u U N T E R R I C H T E N.

UNITED STATES

MINISTER AMERICAN

VERMONT

TO THE UNITED STATES

Der Zweck des Unterrichtes in der Verskunst ist, den wenigen dichterischen Köpfen zur Ausbildung einer so seltenen Anlage behülflich zu sein, die größere Zahl der jungen Leute aber dahin zu bringen, daß sie Dichterwerke gehörig verstehe, empfinde und vortrage.

Es fällt daher in die Augen, daß dieser Unterricht theils den Sprachstunden, theils den Deklamir- und Lesestunden, theils besonders den schönen Künsten gewidmeten Stunden, wenn dergleichen auf einer Schule vorhanden sind, angehören werde: nämlich diesen letzten die Rhythmik, abgesehen von aller Sprache, den ersten Deutsche, Lateinische und Griechische Prosodie, den Deklamirstunden endlich der kunstgemäße Vortrag der Gedichte.

Um Zeit zu ersparen und den Unterricht in der Verskunst doch so vortheilhaft als möglich einzurichten, wäre demnach zu wünschen, daß die Griechischen, Lateinischen und Deutschen Stunden, so wie der Unterricht in den schönen Künsten, von Einem Lehrer angefangen, durch alle Klassen fortgeführt und beendet würden. Da aber eine solche Einrichtung nur höchst selten oder gar nicht möglich sein wird, so folgt daraus, daß die verschiedenen Lehrer, denen der Unterricht in der Verskunst anheim fällt, sich über denselben wenigstens sorgfältig

mit einander besprechen müssen, eine überhaupt sehr nöthige Mafsregel, wo zwei oder mehrere Lehrer dasselbe Fach auf derselben Schule lehren. In gegenwärtigen Blättern aber werde ich die so verschiedenen Lehrstunden angehörenden Gegenstände im Zusammenhange betrachten, da ihre Vertheilung aus dem Obigen genugsam zu ersehen ist, und überdies grossentheils von der Eigenthümlichkeit jeder Schule abhängt.

Jede Anweisung zur Verskuust besteht aus zwei Haupttheilen, dem prosodischen und dem metrischen. Der letztere hat es blofs mit dem Rhythmischen, abgesehn von aller Sprache, zu thun, der prosodische mit denjenigen Eigenschaften irgend einer einzelnen Sprache, vermöge welcher diese ihre Verse hervorbringt. Ich werde daher zuvörderst von dem Prosodischen und dann von dem Metrischen handeln.

Da in den beiden alten Sprachen die Lehre vom Sylbenmafsse durchaus auf der Länge und Kürze der Vokale beruht, — die Position, welche keine Schwierigkeit macht, kommt hier nicht in Betracht, — im Deutschen aber, wo der Verstakt zwar durch die Betonung hervorgebracht wird, der richtige Gebrauch der langen und der kurzen Vokale, wenigstens um unerträgliche Härte zu vermeiden, und neben der gemeinen Richtigkeit auch Wohlklang und Schönheit überhaupt zu erreichen, durchaus unerläßlich ist; so wird der prosodische Unterricht in allen drei Sprachen schon mit der Anweisung zum richtigen Lesen beginnen müssen.

Die Art und Weise, wie die jungen Leute die Lateinische Prosodie zu erlernen pflegen — um die Griechische kümmert man sich wohl noch nicht —
ist

ist bekannt. Einiges erlernen sie durch den täglichen Gebrauch und aus den Dichtern, das meiste aber muß während des Versemachens im Gradus ad Parnassum oder einem ähnlichen Hülfsbuche aufgeschlagen werden, was so ermüdend ist, daß darüber jeder dichterische Gedanke erkaltet, und, mit Einem Worte, jene bekannten Machwerke entstehen.

Es muß also durchaus ein anderer Weg eingeschlagen werden, und da zeigt sich zum Glück ein Weg, der äußerst natürlich ist, und uns überdies den Alten wieder um einen Schritt näher bringt. Die Alten machten nämlich ihre Verse nicht etwa vermöge einer Uebereinkunft diese Sylben lang, jene kurz zu brauchen, sondern, gleich allen übrigen Völkern, nach dem Gehör: was sich diesem als lang darstellte, wurde lang, was kurz, kurz gebraucht. Auch wir müssen also das Lange lang, das Kurze kurz hören lernen, wozu unumgänglich nöthig ist, daß wir das Griechische und Lateinische in Rücksicht der Quantität richtig aussprechen. Ueber die richtige Art das Griechische zu lesen nun habe ich meine Meinung im Maistück der Neuen Berlinischen Monatschrift vom Jahre 1808 abgegeben, und Sachverständige haben sie beifällig aufgenommen. Ueber die richtige Art das Lateinische zu lesen, habe ich vor einigen Jahren in der hiesigen Wissenschaftlichen Deputation einen kurzen Vortrag gehalten, und früher schon sind meine Vorschläge hierüber von den Herrn Lehrern des Friedrichs-Kollegiums gebilligt worden. Der Raum gestattet nicht vom Griechischen hier abermals besonders zu handeln; auch scheint dies um so weniger nöthig zu sein, als sich vom Lateinischen, wovon ich ausführ-

licher handeln werde, ohne große Schwierigkeit auf das Griechische schließen läßt.

Die Regel, nach welcher das Lateinische richtig gelesen wird, lautet also: Betone nicht nur, wie bisher, die Sylben, welche die Römer betonten,¹⁾ sondern sprich auch jeden Diphthong und langen Vokal lang (gedehnt), jeden kurzen Vokal kurz aus, was man bisher nicht that. Wie wir die zu betonenden Sylben und das Zeitmaß der Vokale kennen lernen, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Das aber bemerke ich noch ausdrücklich, daß es auf verbesserte Aussprache der Konsonanten, wiewohl auch diese, wenigstens von Gelehrten, zu wünschen wäre, hier ganz und gar nicht ankommt: sie würde ohnehin den Nachtheil haben, daß man das richtig ausgesprochene Latein nicht immer verstünde, was bei richtiger Aussprache der Vokale keinesweges zu fürchten steht. Der Unterschied dieser letztern von der bisherigen wird sich am bequemsten aus folgender Probe abnehmen lassen, die man nur nach Deutscher Aussprache, mit Beobachtung der überschriebenen Tonzeichen, zu lesen braucht. ²⁾ Cáh-juß Phlíhniuß Fábbióh Júhstóh súóh (nicht súh-oh) sallúhtemm. — Óhlimm núllahs mihíh ³⁾ eppisstóllahs

¹⁾ Ich spreche hier nur vom Grundgesetz der Römischen Betonung; denn in manchen Stücken ist die heutige Betonung von der alten offenbar abweichend.

²⁾ Diese Probe ist aus den Briefen des jüngern Plinius der eilfte im ersten Buche.

³⁾ Ob man in Prosa mihí oder mihí, ego oder ego,

lahs mǝttifs. Nihill efst, innquǝfs, quodd scrihbamm.
 Att hocce ippsumm scrihbē (nicht scrihbēh,) nihill esse
 quodd scrihbahs; vell sóhlum illudd, únnde inncippere
 priohrehs solléhbant: Sih vǝllehs, bénne efst; éggō
 vǝlteo. Hocce mǝhih súffitzitt, efst énnimm máxi-
 mumm. Láihdere meli púttahs. Séhrioh pétto. Facc
 sciamm quidd ággahs: quodd sinne sollitzittúhdiñe
 súmmah nehscihre nohn póssumm. Vǝlleh.

Vielleicht wendet man ein: erstens, daß nun eine falsche Aussprache entstehe, indem durch die Verdoppelung der Konsonanten, z. B. des B in Fab-
 bioh die erste Sylbe dieses Wortes verlängert werde. Dies ist nicht der Fall, man läßt sich nur durch das Deutsche täuschen, dem wir fälschlich Doppelkonsonanten, ff, kk, ll, mm, nn u. s. w. beilegen. *) Wir Deutsche ermangeln derselben, und sie sind bloß für unser Auge vorhanden, ja wir besitzen kaum die Fähigkeit Doppelkonsonanten anderer Völker auszusprechen, wie denn $\mu\alpha\lambda\lambda\omicron\nu$ in unserm Munde nur $\mu\alpha\lambda\omicron\nu$, petto nur peto, nicht $\mu\alpha\lambda\cdot\lambda\omicron\nu$ und
 pet-

peto oder peto u. s. w. sprach, kann ich jetzt nicht untersuchen. Und sollte sich dies vielleicht gar nicht bestimmen lassen, wie sich manches der Art gewiß nicht bestimmen läßt, so darf dies doch kein Hinderniß sein, den zahllosen Wörtern, die wir richtig aussprechen können und dennoch immer falsch aussprechen, endlich einmal, wenigstens in Rücksicht der Quantität der Vokale, ihr Recht widerfahren zu lassen.

*) Man kann mein voriges Programm: Versuch einer Grundlage der Deutschen Ton- und Sylbenmessung auf der vierten Seite vom Ende vergleichen.

pet-to klingt, wie der Italiäner sehr vernehmlich ausspricht. Die Spanier, welche eben so wenig Doppelkonsonanten haben, als wir, schreiben sie auch in neueren Zeiten nicht mehr. Bei uns aber sollen sie die Kürze des vorhergehenden Vokales, wenigstens in den ersten und mittleren Sylben, bezeichnen, mit Ausnahme des CH und SCH, das in allen Fällen nur einfach geschrieben wird, so daß denn auch unentschieden bleibt, ob man achen und aschen oder achen und aschen lesen soll, und bloß der tägliche Gebrauch Sachen und Sprachen, haschen und draschen aussprechen heißt.

Zum andern macht man vielleicht auch den Einwand: da wir im Deutschen nach kurzen Vokalen den einfachen Konsonanten doppelt zu hören glauben, so werde der Anfänger diesen Fehler auch auf die alten Sprachen hinübertragen und *h o m m i n e s*, *v e t t e r e s*, *λεγόμενος* u. dgl. statt *h o m i n e s*, *v e t e r e s*, *λεγόμενος* schreiben. Das wird gewiß zuweilen geschehen, wenn man das Ohr des Schülers (und unser Ohr bedarf ja noch so sehr der Verfeinerung) nicht von Anfang an *μᾶλλον* vom Dorischen *μᾶλον*, *collo* von *colo* u. s. w. durch richtige Aussprache unterscheiden lehrt.

Endlich wird man vielleicht die genaue Unterscheidung langer und kurzer Vokale in Sylben, die durch Position lang sind, überflüssig finden. Allein einmal ist diese Unterscheidung vor muta cum liquida überall nöthig, sodann gelten den Dichtern, namentlich den Römischen Komikern, auch andere Po-

Positionen nicht immer für Längen; ist aber der vorhergehende Vokal lang, so ist natürlich an keine Verkürzung der Sylbe zu denken.

Wie man sich nun nicht längst zu dieser bessern Aussprache entschlossen, würde unbegreiflich sein, konnte man nicht die Macht des Herkommens und des Schlendrians, die denn auch hier das Bessere erst allmählig wird die Oberhand gewinnen lassen: denn irgend einmal wird es doch wohl so weit kommen. Oder könnte man sich noch länger selbst in den Augen des Lehrlings lächerlich machen, indem man ihm z. B. einschärft, a im Nominativ und Vokativ der ersten Deklination sei kurz, im Ablativ lang, ihn auf das verschiedene Sylbenmaß in der Endung is aufmerksam macht, und dann doch alle drei Kasus faba, und sowohl ovīs, Schaaf, als ovīs, Eiern, falsch, und beides auf gleiche Art ovīs ausspricht? Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, ja sogar einige Wahrscheinlichkeit, daß der Göze Schlendrian ⁵⁾ diese Neuerung wenn nicht für ganz unstatthaft, doch für überflüssig erklären werde.

Damit nun der Anfänger richtig Griechisch und Lateinisch lesen lerne, ist zweierlei nöthig, 1. daß die ersten Lesebücher und die Musterwörter in den Sprachlehren durchweg mit den Zeichen der Länge und Kürze versehen werden, doch so daß man nur auf das Zeitmaß der Vokale, nicht auch auf die Position achtet; 2. daß vor dem Gebrauch dieser Bücher der Anfänger lange und kurze Vokale bereits in

⁵⁾ Man beliebe die erste Beilage nachzusehen.

in seiner Muttersprache mit Sicherheit unterscheiden gelernt habe. ⁶⁾ Denn daß der Lehrer selber das Deutsche, wie das Griechische und Lateinische richtig aussprechen muß, versteht sich von selbst. Was die Deutsche Prosodie angeht, so beruht sie bekanntlich auf der Betonung, diese aber auf der Bedeutsamkeit der Sylben. Es ergeben sich also ganz von selbst die Uebungen, welche man mit dem Knaben anzustellen hat. Man lasse ihn in abgeleiteten Wörtern den Stamm und die Vor- und Nachsylben nachweisen, in zusammengesetzten Wörtern die einfachen Bestandtheile, und mit diesen analytischen ähnliche synthetische Uebungen wechseln. In der zunächst höhern Klasse (denn ich habe hier vorzüglich den Schulunterricht im Auge,) also etwa in Quarta, können

⁶⁾ Wüßte ich nicht wie viele, selbst solche, die im Deutschen unterrichten, nicht einmal mit den ersten Anfangsgründen der Sprache gehörig bekannt sind, so müßte ich mich schämen folgende Erläuterung hinzuzufügen. A ist lang in Haar, stahl, kam, Wagen; kurz in Narr, Stall, Kamm, an, man, Sachen, haschen. Ä ist lang in Bähr, Schäfer, Schwäne, gemäß; kurz in Gebälk, Schwäche, Hächer. E ist lang in Meer, geh, der (für derjenige,) redlich, strebt; kurz in Herr, der (Artikel), immer, laben. I ist lang in zieh, nie, ihn, mir (wenn mir einigen Nachdruck hat) Nil (Fluß); kurz in Sinn, hin, in, mit, bis, sicher, Gewicht u. s. w. Die Regeln unserer Rechtschreibung (oder vielleicht Schlechtschreibung) werden hier immer im Stich lassen, wo hören und aussprechen lernen allein helfen kann. Das ist aber freilich nicht zu leugnen, daß es der streitigen Punkte in der Deutschen Sprachlehre von den schwierigen Fragen der Wortverbindung bis zum A B C herab noch gar viele giebt und noch lange geben wird.

nen dann die Hauptpunkte der Deutschen Betonung erklärt und durch zahlreiche Uebungen geläufig gemacht werden. Die Stammsylben wie man finden wird, die zusammengesetzten Wörter, und die entschieden kurzen Vor- und Nachsylben machen keine Schwierigkeit; allein die mittelzeitigen Wörter und Sylben darf man hier noch nicht abzuthun hoffen: nicht als wäre die Sache an sich zu schwer, sondern weil Schulen, wenigstens Gymnasien, nicht leicht so viel Zeit darauf verwenden können, als die zahlreichen Uebungen erfordern. Die bestimmte Betonung, womit der Lehrer die Fehlerhaften Beispiele des Schülers vorträgt, die Aufstellung des Richtigen, das sich durch Gegenhaltung der Regel bewähren muß, und die Nachweisung der Mittel das Fehlerhafte zu vermeiden und das Richtige ohne allen Sprachzwang zu finden, sind vorzüglich wirksam und eben so unerläßlich als die Einprägung der Regeln selbst. Man hüte sich wohl unnatürliche und gezwungene Wortstellungen durchschlüpfen zu lassen: der Schüler ist hiezu sehr geneigt, und gewöhnt sich sehr schnell daran; und da solche Wortstellungen durch Wiederholung das Beleidigende mehr und mehr verlieren, so hält es, wenn das Fehlerhafte einmal eingerissen ist, sehr schwer ihn zum Richtigen zurück zu bringen, znmal unsere Dichter, wenige ausgenommen, hier mit schlimmen Beispiele vorangehn. Oder sollte ich über Wendungen, wie folgende, zu hart urtheilen?

O, wohl dem Hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe! —

Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende
Kelch sich, —

Hoch

Hoch auf des Thurmes Glockenstube
Da wird es von uns zeugen laut. —

Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan. —

Auch zu falscher Betonung verleiten fast alle unsere Dichter den Anfänger durch Stellen wie folgende:

So laßt uns jezt mit Ernst betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand. —

Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt. —

Was hör' ich draussen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen!
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach, der Page lief,
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten. —

Freilich wird ein guter Vorleser in den hervorgehobenen Worten keine reinen Jamben hören lassen; aber der Anfänger ist zu schwach dem herrschenden Verstakte zu widerstehen. Und was soll vollends der Sänger thun, wenn der Dichter den Tonsezer zwingt, in den Worten: was auf, laßt den, laßt mir, das zweite statt des ersten zu betonen? Und was folgt nun hierans? Daß man den

er-

ersten Anfänger nicht Verse sondern Prosa deklamiren lasse, daß man ihm, sobald er die Prosa im Ganzen richtig betont, richtig betonte Verse gebe, und daß man ihn zuletzt Verse, wie die obigen, ausdrücklich vortragen lehre. Denn so lange dergleichen Verse noch als reine Jamben behandelt werden, ist an kein Sylbenmaß bei uns zu denken; wie man denn immer noch nicht fühlt, daß von zwei einsylbigen Mittelzeiten nicht die eine oder die andere nach dem Bedürfnisse des Verses, d. h. nach Willkühr, sondern nach ihrer ursprünglichen oder örtlichen Bedeutsamkeit zu betonen ist. Fällt bei diesem Unterrichte ein nachtheiliges Licht auf übrigen treffliche Dichter, so mache man da keine Winkelzüge, sondern bekenne, daß eines und das andere nicht vollkommen sei, und verweise auf Vofs, der noch immer unser bestes Muster in der Verskunst ist, und sobald wohl nicht dürfte verdrängt werden.

Die feinern Regeln in der Deutschen Prosodie nebst der Prosodie der Griechen und Römer werden erst in den drei oberen Klassen mit Strenge vorge tragen und in Ausübung gebracht: hier machen sie den Meisten keine Schwierigkeit, und ein guter Tertianer liefert nicht nur ziemlich fehlerfreie Deutsche Trochäen und Jamben, sondern sogar manchen wohlklingenden Hexameter. 7) Allein diesen Erfolg darf sich nur der Lehrer versprechen, welcher ein feines Ohr besitzt, selber mit einiger Leichtigkeit gute Verse macht, dann und wann die besten Muster kunstmäßig vorträgt, und die Aufgabe der Schüler

7) Man sehe die vierte Beilage.

ler selber mitliefert, damit diese sehen was sich leisten liefs und auf welchem Wege.

Soviel von der Prosodie! Ich gehe nun zur Metrik über. Mit ihr kann man eilfjährige Knaben, also etwa die vierte Klasse, ohne Bedenken und ohne Schwierigkeit beschäftigen. Der Unterricht im Gesange (ich setze voraus, daß dieser, wie bei uns, schon in den beiden untern Klassen ertheilt wird) hat sie theils schon mit einiger Kenntniß vom Rhythmus versehen, theils auch ihr Gehör verfeinert, und sie so einigermaßen vorbereitet. Durchaus nothwendig ist aber auch diese Vorbereitung nicht einmal. Nachdem man daher die Schüler den spondeischen und daktylischen (anapästischen,) wie den trochäischen (jambischen) Rhythmus auf mancherlei Weise, vermöge der Stimme, der Hand, des Gesanges u. s. w. hat darstellen lassen, und sie soweit geübt, daß sie den vom Lehrer oder von einem Mitschüler hervorgebrachten Rhythmus sogleich erkennen, läßt man sie finden, daß auch Worte einen Rhythmus enthalten; und nun werden die eben bezeichneten Uebungen auch in Worten angestellt. Hier werden sich nun die Schüler theils selber verschn und dem Rhythmus zu Gefallen die Prosodie verletzen, theils kann auch der Lehrer solche Beispiele machen, und in den Gedichten, welche die Schüler in Händen haben, mit diesen gemeinschaftlich aufsuchen. So fängt der Schüler an zu fühlen, daß er der Regeln bedürfe, und ist genugsam vorbereitet um sie willig anzunehmen.

So lange der Prosodische Unterricht, der mit dem metrischen abwechselnd eine halbe Stunde lang er-

ertheilt wird, ⁸⁾ so weit gediehen ist, daß die Klasse den Sylbengehalt ein- und mehrsybliger Deutscher Wörter im Ganzen richtig bestimmt, sagt man ihr die Namen der zwei- drei- und allenfalls einiger viersybliger Füße, worauf die erste Verbindung der Metrik und Prosodie mit Bewußtsein erfolgt, und sich die ersten Uebungen von selbst ergeben, nämlich metrische oder rhythmische ⁹⁾ Bestimmung gegebener Wörter und Worte, und Aufsuchung passender Wörter und Worte zu gegebenen Füßen. Gelingt auch dies im Ganzen, so folgt die Betrachtung der Verse, um den Unterschied und das Wesen der Versfüße und der Wortfüße deutlich zu machen, worauf denn der Schüler Verse zu machen anfängt. Am besten dürfte es seyn mit Trochäen oder Jamben, wie folgende, anzufangen:

- | | | | | | | | | |
|----|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) | — | o | — | — | — | o | — | — |
| 2) | — | o | — | — | — | — | — | — |
| 3) | — | o | — | — | — | — | — | — |
| 1) | — | — | o | — | — | — | o | — |
| 2) | — | — | o | — | — | — | — | — |
| 3) | — | — | o | — | — | — | — | — |

Die erste Zeile kann zwei, drei, viermal und öfter wiederholt werden. Um den Gedanken zu schließen bedient man sich der dritten, und die
zweite

⁸⁾ Besser wäre es, wenn in den ersten Wochen die Stunden-
zahl verdoppelt, und das Gleichgewicht durch Abzug am
Ende des Kursus hergestellt würde.

⁹⁾ Beides ist zwar an sich verschieden: ich mache aber hier
absichtlich keinen Unterschied.

zweite geht unmittelbar vor der dritten vorher, kann aber auch zwischen den achtsylbigen Versen stehn oder ganz fehlen. ¹⁰⁾

Soweit folgt der Schüler willig und schnell; lernt er aber nunmehr nicht auch die Unterscheidungszeichen an schikliche Stellen sezen, und das Zusammenfallen der Wort- und Versfüße vermeiden; so ist doch wenig oder nichts gewonnen. An die Unterscheidungszeichen kann ihn nun zwar einigermaßen der Schluß jedes Verses erinnern; um ihm aber während der Arbeit auch das zweite Erforderniß gegenwärtig zu erhalten, ist es zweckmälsig ihn anfangs seine Verse nach folgender Einrichtung machen zu lassen:

—	u	—	—	—	u	—	—
—	u	—	u	—	u	—	—
—	u	—	u	—	u	—	—
Vor	Zei-	ten,	:	als	die	:	Ha-sen sich
Mit	ih-	rem	:	an-	ge	:	erb-ten Feind,
Dem	Volk	der	:	A-	de	:	ler, in Krieg
Befan-	den,	:	ba-	ten	:	sie	die Füchs'
Um	Hülff	und Bünd-	nifs.	:	Doch	die	Füchs'
Antwor-	ten	:	dies:	:	:	:	:
Ihr	Ha-	sen,	:	ger-	ne	:	wä-ren wir
Zu	Hülff	und Bünd-	nifs	:	euch	:	bereit;
Allein	wir	:	wis-	sen	:	gar zu	gut,
Wer	ihr,	wer	:	eu-	re	:	Fein-de.

Die aus Punkten bestehenden Linien bezeichnen den Ort der Cäsuren. Denn obgleich bei diesen Versen die Cäsur nicht nothwendig ist, so muß der
Schü-

¹⁰⁾ Proben wird man sogleich und in der vierten Beilage finden.

Schüler doch sogleich an dieselbe einigermaßen gewöhnt werden, weil er sonst auch Trimeter, Hexameter und andere schwierige Verse mit derselben Leichtigkeit hinwerfen will, und nur mit Mühe an Sorgfalt und strenge Beobachtung der mannigfaltigen Regeln zu gewöhnen ist. Aus gleichem Grunde ist auch die Einmischung von Daktylen und Anapästen nicht zu gestatten. Es gebührt sich freilich allenthalben den Anfang zu erleichtern, aber nicht auf Kosten gründlicher Fortschritte.

Auf Tertia folgt nun nebst dem Trimeter der Hexameter, den der Schüler hier meistens auch aus dem Ovid kennen lernt, weshalb man, um Misverständnissen vorzubeugen, dann und wann auf den Unterschied der Lateinischen und Deutschen Prosodie und die daraus fließenden Verschiedenheiten des alten Hexameters und des unsrigen ausdrücklich aufmerksam machen muß. Den geübtern und den schwächern Schülern wird man übrigens nicht einerlei Versart aufgeben, sondern mit letztern nöthigenfalls die Uebungen der vorigen Klasse noch eine Weile fortsetzen. Auch wird man wohl daran thun, wenn man den Anfänger nicht metrische Uebersetzungen machen, noch seine eigenen Gedanken, sondern Fabeln, Erzählungen, Idyllen u. dgl. aus Prosa in Verse bringen läßt, und seine Wahl des Gegenstandes und der Versart mit gutem Rathe leitet, indem sonst die gröbsten Mißgriffe unvermeidlich sind.

Auf Secunda und Prima kommt nun der daktylische Pentameter, und aus dem alten Drama der trochäische und der jambische Tetrameter, der anapästische Dimeter und Tetrameter nebst den Sapphischen

schen, Alcäischen und andern Strophen hinzu. Von den Strophen des alten Drama, des Pindarus u. s. w. wird man wohl erst in Prima handeln können, wo die Lesung der alten Tragiker und des Aristophanes ¹¹⁾ bequeme Gelegenheit darbietet. Vieles wird man am besten ganz übergehen; denn es kommt bei diesem Unterricht ja nicht darauf an alles zu umfassen und zu vollenden, sondern den rechten Weg zu zeigen, durch Einiges auf das Uebrige vorzubereiten, und so der Universität und dem eigenen Studium nicht alles zu überlassen, als wodurch gewöhnlich alles vernachlässigt wird, und der Natur der Sache nach auch vernachlässigt werden muß.

Zu dem zuviel würde ich auch rechnen, wenn jemand den Schülern die neuern Untersuchungen über den Takt der alten Musik vortragen, und die Rhythmik der Griechen mit der gemeinen Metrik verbinden wollte. Denn obgleich nichts leichter ist, als Verse und selbst Prosa nach dem Takte abzutheilen, so wäre doch bei der gänzlichen Verschiedenheit zwischen Böckh's und Apel's Ansichten, und bei der Neuheit und unglaublichen Schwierigkeit der Untersuchung dieser Gegenstände, nichts unnützer, ja nachtheiliger, als ein so voreiliger Unterricht in der Rhythmik der Alten.

Da

¹¹⁾ Den Aristophanes von den Schulen zu verbannen, ist gewiß unzweckmäßig, da er um von anderem zu schweigen, das treueste Bild von der damaligen Lebensweise giebt. Das Unsittliche bei ihm darf nicht abschrecken. Dies lernt jeder Jüngling schon aus dem gemeinen Leben kennen; und es ist gut, wenn er es an der Hand des Lehrers von der rechten Seite kennen lernt. Natürlich nicht zu früh.

Da ich über den Unterricht in der Verskunst nicht bloße Gedanken vortrage, sondern fast nur solche Dinge, welche meine eigene Erfahrung bereits bestätigt hat, so kann ich ein Paar Einwänden die mancher machen wird, leicht begegnen. Der erste ist, daß man sagen wird, vielen Knaben fehlen die zur Verskunst nöthigen Naturgaben. Dies ist nun keinesweges der Fall: nicht nur sind die in den übrigen Lehrgegenständen fleißigen Schüler fast immer auch die besten Versmacher, sondern mancher, der in andern Stücken zurückbleibt, macht doch ziemlich gute Verse. Aufmerksamkeit und Uebung thun bei weitem das meiste. Nur solche junge Leute, die ohne Vorbereitung auf Verskunst nach Prima kommen, werden das Versäumte aus sehr begreiflichen Gründen nicht sobald nachholen. Der zweite Einwand ist, der Unterricht in der Verskunst müsse doch sehr zeitraubend sein. Vielleicht wird man sich wundern, wie wenig Zeit er raubt, wenn hier überall von einem Raube die Rede sein darf. Obgleich seit einem Jahre der metrische Unterricht aus unfreiwilligen Gründen bei uns nicht auf Quarta, sondern erst auf Tertia beginnt, so ist ihm zugleich mit den Uebungen im mündlichen Vortrage, die mehr als die Hälfte der Zeit für sich fordern, doch wöchentlich nur Eine Stunde gewidmet. Eben so viel Zeit (nämlich wöchentlich noch keine halbe Stunde) wird in Secunda auf den Unterricht in der Verskunst gewandt, obgleich hier auch noch die Uebung, aufgelöste Griechische Verse wieder herzustellen, eintritt; und dennoch bleibt zuweilen ein Stündchen übrig, das anderweitig verwandt wird. In Prima aber wird zuweilen im ganzen Monate kaum mehr als Eine Stunde auf

Verskunst verwendet. Das versteht sich jedoch von selbst, daß Uebungen in der Lateinischen Prosodie den Lehrern dieser Sprache überlassen bleiben, welche sie mit der Lesung der Dichter verbinden, und so nur wenig Zeit dazu nöthig haben, außer etwa in Prima, und wenn Tertianer zuerst den Ovid in die Hand nehmen. Vielleicht glaubt man nun, je weniger Zeit in den Lehrstunden auf die Verskunst verwandt wird, desto mehr werde der Schüler darauf verwenden müssen. Auch das ist nicht der Fall. Nur monatlich liefert er eine Arbeit: der Tertianer etwa zwölf bis vierundzwanzig Deutsche Verse, der Secundaner eben so viel, und noch zehn Griechische wiederhergestellte, der Primaner die gleiche Anzahl Deutscher, und nach Kräften, entweder fünf bis sieben wiederhergestellte Griechische Trimeter und ebenso viel Hexameter, oder eine Äsopische in fünf bis sieben Trimeter gebrachte Fabel. Aber auch diese geringe Zeit wird nicht einmal nöthig sein, sobald man den jungen Leuten eine deutliche und gründliche Anweisung zur Verskunst auf wenigen Bogen in die Hände giebt. Dergleichen Anweisung ist nun unter den zahlreichen vorhandenen freilich nicht zu finden; denn Grotefends (sonst schätzbare) Anfangsgründe der Deutschen Prosodie sind weder kurz noch für Tertianer und Quartaner deutlich genug. Sobald es aber meine Geschäfte und meine Gesundheit erlauben, werde ich für meine Schüler eine möglichst kurze Anweisung drucken lassen. ¹²⁾

¹²⁾ Und bin erbötig, auch für andere Schulen, die etwa mit mir ein gleiches Bedürfnis fühlen, so viele Exemplare für einen billigen Preis mit abdrucken zu lassen, als man postfrei bei mir bestellen will.

Was hier beiläufig über den Unterricht und die Uebungen in der Griechischen und Römischen Verskunst gesagt worden, wird im Ganzen schon genügen. Ueberhaupt kam es mir auch mehr auf die Deutsche Verskunst an. Ich erlaube mir daher nur noch wenige Worte hinzuzufügen.

Die Uebungen in der Lateinischen Verskunst kann man auf Tertia anfangen, indem man einzelne aufgelöste Hexameter wieder herstellen läßt, wobei aber darauf zu sehn ist, daß der Schüler den Sinn der Worte vollkommen verstehe, und die ersten Uebungen nicht durch viele Elisionen, Ancipites und zu künstliche Wortstellungen erschwert werden. Zugleich mache man ihn mit dem Senar bekannt, und lasse ihn auf gleiche Weise, wie den Hexameter, durch Wiederherstellung üben. Dieser Vers ist wegen seiner vielfachen Freiheiten viel leichter zu machen als der Heroische Vers, und es dürfte daher auch rathsamer sein, die Secundaner nicht Hexameter, sondern Senare machen zu lassen. Daß es Senare mit Sinn und Menschenverstand sein müssen, und daß wir die Nonsensverse den Englischen Schulen überlassen, versteht sich bei uns Deutschen ja wohl von selbst. Zur Erleichterung wird es dienen, wenn dem Schüler ein Paar Gedanken Deutsch, nebst den Lateinischen Vokabeln und Redensarten, und zwar mehreren für jeden Ausdruck gegeben werden, um Lateinische Verse daraus zu machen. Denn da steckt eben die Schwierigkeit, daß die Wörter, welche der Schüler weiß, nicht in den Vers passen, und daß er die, welche passen würden, nicht weiß. Hieraus ergibt sich von selbst, daß es überhaupt mit der Latei-

teinischen Versmacherei nichts werden kann, so lange noch die sogenannte *Copia vocabulorum et phrasium* nicht vorhanden ist, und diese ist auf den mir bekannten (und vermuthlich auf den mir unbekannten) Schulen meines Vaterlandes nicht vorhanden. Sie wird sich auch nun und nimmermehr finden — eine Prophezeiung, zu der die Natur der Sache und die Erfahrung berechtigen —, wenn der Sprachunterricht nicht eine wesentliche Verbesserung erfährt. ¹³⁾

Ist nun schon die Lateinische Versmacherei auf Schulen ein mißliches Ding, so dürfte die Griechische leicht noch mißlicher scheinen, und, da man sie nicht einmal für so brauchbar als jene halten wird, wohl gar ganz verworfen werden. Das dürfte sie um so eher da es bisher nicht üblich war Griechische Verse auf Schulen zu machen. Allein warum sollen die geübteren Schüler der oberen Klassen nicht dann und wann einen Versuch hierin machen? Die Sache ist im Lateinischen nicht nöthiger als im Griechischen, aber im Griechischen viel leichter, wie jeder gern zugestehen wird, der beide Sprachen einigermaßen kennt, oder selber einen Versuch gemacht hat: denn daß wir keinen Griechischen *Gradus ad Parnassum* haben ist ein Mangel dem bald abzuhelpfen ist. ¹⁴⁾ Doch

¹³⁾ Worin diese wesentliche Verbesserung bestehen müsse, habe ich mich bemüht in der zweiten Beilage zu entwickeln.

¹⁴⁾ D. J. F. Chr. Gräff's prosodisches *Lexicon der Griechischen Sprache*, hilft ihm freilich nicht ab, und ist überhaupt ein elendes Machwerk, wie man beim ersten Blick auf die Vorrede, besonders S. IX. finden wird. — Wieviel leichter es sei Griechische als Lateinische Verse zu machen, habe ich in der dritten Beilage kürzlich zu zeigen versucht.

Doch genug! vielleicht schon zu viel, da ich gestehn muß, daß meine Arbeit mir selber zu widerstehen anfängt, welche mit ihren vielen Anmerkungen und unförmlichen Beilagen das Ansehn eines vernachlässigten Baumes hat, den seine eigenen wilden Auswüchse ersticken.

Die vierte Beilage enthält einige Arbeiten unserer jungen Leute, theils zur Probe, theils um das Gesagte mit Beispielen zu belegen. Wir wollen dieselben weder für etwas ausgeben, noch uns über ihre Fehler lustig machen, sondern durch die That zeigen, daß sich auch mit sehr geringem Zeitaufwande ungefähr soviel erreichen läßt, als nöthig ist.

B e i l a g e n.

Erste Beilage.

Ein Wort über heutige Pädagogik (zu S. 7).

Ich las jüngst die Vorrede zu einem Wörterbuche, dessen Verfasser anmerkt, dasselbe würde wohl nicht zu Stande gekommen sein, wenn er nicht hin und wieder in demselben seinem Verdrusse durch allerlei grössere und kleinere Anmerkungen und Herzensergiefsungen Luft gemacht hätte. Ich mußte über den guten Mann lachen. Aber ich that sehr übel daran, und es ist dafür nun an mir über mich lachen zu lassen. Denn ich werfe nur ein unbedeutendes Programm hin, eine bloße Lockspeise für Guthmüthige, welche etwa unsere Schulprüfung besuchen wollen, und sehe mich schon genöthigt mir durch Herzensergiefsungen Luft zu machen, welche, zu breit für bloße Anmerkungen, zu förmlichen Beilagen erwachsen. Das lächerlichste aber ist, daß dies im verstecktesten Winkel eines Programmes geschieht, und also nichts weiter ist, als ein Schnippchen, das man in der Tasche schlägt. Doch ich sträube mich umsonst: die Finger sind einmal gespitzt, und so schlägt sich das Schnippchen ganz von selbst, das also klingt:

Wir

Wir haben seit einer Reihe von Jahren des pädagogischen Geschwäzes so viel anhören müssen, daß die wenigen vernünftigen Worte, welche ernstliche Beherzigung verdienen, darüber fast ganz überhört werden; sind mit einer so unendlichen Fluth von pädagogischen Schriften überschwemmt worden, daß man zuletzt davon abstecken muß das wenige Brauchbare aus dem unnützen Schwallen heraus zu fischen, hören von so vielen pädagogischen Versuchen, die man öffentlich und für sich angestellt hat, oder doch angestellt zu haben glaubt, — denn zu tüchtigen Versuchen gehört mehr natürliche Anlage, mehr Kenntniß, mehr Fleiß, mehr Verzichtleistung auf äußere Anerkennung, mehr Begünstigung von oben, und eine minder (auch körperlich) verwahrloste Schuljugend, als wir gewöhnlich besitzen — wir hören, sage ich, von so vielen Versuchen, und von so glücklichen Erfolgen, besonders solchen glücklichen Erfolgen, die erst erfolgen sollen, daß man nunmehr mit allem auf dem Reinen zu sein glaubt, und die pädagogischen Herkulesse und Herkuliken sich nach einem bequemen Plätzchen umsehn, um dort auf ihren Lorbeern zu ruhen. Ja vielleicht erleben wir es noch, daß, nachdem nun das Alleinheilbringende in Stoff und Form gefunden ist, die ganze Europäische Jugend sich die Menschenbildung nach dem bloßen Winke eines Lehrers aneignet, wie der angehende Krieger die Kunstgriffe seines Gewerbes. Wie muß nun dabei uns armen Leuten zu Muthe werden, die wir von allen obengenannten Erfordernissen fast keines, sondern bei Fleiß und Schweiß nur nothdürftige Anlagen und Kenntnisse besitzen! Zwar haben wir uns immer damit getröstet, daß es uns gelingt den Geist

un-

unserer Schüler wissenschaftlich zu stimmen, wenn ich so sagen darf, was in Zeiten, wo man dem lieben Brote, oder wohl gar dem blanken Gelde, allein nachgeht, nachrennt und nachschleicht, nichts geringes zu sein schien, haben uns wohl gar gefreut, daß noch keiner unserer Schüler, wenn er nur zwei Jahr auf Prima gesessen hat, als unreif für die Universität befunden worden, und daß wir von Zeit zu Zeit auch wohl Zeugnisse des ersten Grades zu ertheilen hoffen dürfen. Aber was will das sagen, wenn man erfährt, wie unendlich viel mehr Schulen leisten können und sollen! da ist all unser Trost nur ein Körnlein Honig in einem ganzen Kelche voller Bitterkeit. Was in der bürgerlichen Gesellschaft noththue, überlasse ich natürlich den Staatsleuten zu bestimmen; mein Pädagogisches Glaubensbekenntniß aber — denn hier darf ich ja wohl mitsprechen, heißt: FREIHEIT ohne GLEICHHEIT. Schließlich noch schiebe ich den all zu materiellen, welche Aeusserungen, wie die obigen immer von ganz besonderen Ereignissen und persönlichem Mißbehagen ableiten, und den Deutlern überhaupt einen Riegel vor, indem ich ihnen eröffne, daß mir vor einigen Wochen erst eine jährliche Zulage von Zweihundert Thalern bewilligt worden. Doch zweifle ich nicht, daß die, welche nun einmal an einen reinen Eifer für die gute Sache nicht glauben können, nicht der wahren Quelle, aus der mein Unwille fließt, nachspüren, und sie am Ende wirklich finden sollten.

Zweite Beilage.

Verbesserung des Sprachunterrichts (zu S. 20.)

Die Verbesserung des Sprachunterrichts, die ich
oben

oben für nöthig erklärt habe, muß meines Erachtens darin bestehn, daß in den unteren Klassen das Dekliniren und Konjugiren auf das allernothwendigste beschränkt, dafür aber ein größeres Pensum in jeder Stunde gelesen, und besonders viel mit den Knaben Lateinisch gesprochen werde: natürlich nicht ins Blaue hinein, sondern nach wohl überlegtem Plane; daß diese Uebungen auch in allen folgenden Klassen so fortgesetzt werden, mit dem Unterschiede, daß die Grammatik und die schriftlichen Uebungen immer mehr und mehr zu berücksichtigen sind; daß auf den mittlern und oberen Klassen viele wohlverstandene Stellen aus guten Schriftstellern auswendig gelernt; und endlich daß auf Prima einige der wissenschaftlichen Gegenstände, z. B. Geschichte und Geographie Lateinisch vorgetragen, und leichtere Stellen der Griechischen Schriftsteller auch ins Lateinische übersezt werden. Dieser Unterricht ist nicht nur für Lehrer und Schüler weit unterhaltender, sondern auch weit wirksamer; und es ist gar nicht anders zu erwarten, als daß ein Primaner sein Latein eben so gut sprechen und schreiben werde, als bisher ein Fräulein ihr Französisch schrieb und sprach, da diese es ganz mechanisch von einer meistens unwissenden Französin lernte, jener Männer, welche der Sache und der besten Unterrichtsweise kundig sind, zu Lehrern hat. Denn das versteht sich von selbst, daß die Lateinischlehrenden selber Lateinisch verstehen, und daß an jedem Gymnasium nicht Ein, sondern vier bis fünf tüchtige Lateiner lehren müssen. Auch der tüchtigen Griechischen Lehrer wird jedes Gymnasium drei bis vier haben müssen. Alle Methode hilft wenig, wenn nicht der Leh-

Lehrer auch Meister des Gegenstandes ist, und ohne Anstrengung alles Nöthige jederzeit in Bereitschaft hat. Es ist daher nichts schweres das A B C schneller zu lehren, als man es früher lehrte; aber mit dem schnelleren Lateinschreiben und Lateinsprechen dürfte es so geschwind nicht gehn, zumal wenn die Zahl der Studirenden nicht bald zunehmen sollte.

Der beschränkte Raum gestattet keine Ausführung; aber die Frage muß doch noch aufgeworfen werden: Warum lernte man vor funfzig, vor hundert Jahren und früher Latein, und jezt nicht? Weil der Schüler damals wöchentlich zwanzig und mehr Lateinische Lehrstunden hatte, weil er in den übrigen Schulstunden mit weniger Lehrgegenständen als jezt, u. z. B. weder mit Physik und Mathematik noch mit der Deutschen Sprache beschäftigt wurde, folglich auch außer der Schule seine Zeit fast ungetheilt auf seinen Hauptgegenstand, das Latein, wenden konnte; weil auch in den nicht Lateinischen Lehrstunden manches Lateinisch vorgetragen wurde; und endlich weil seine Lehrer größere Fertigkeit im Lateinischen besaßen, als sie jezt gewöhnlich ist und sein kann. Was man damals leistete, jezt ganz zu erreichen, scheint unmöglich, und die Forderung, es unsern Vorfahren gleich zu thun, ohne uns in ihre Lage zu sezen, wäre gleich unbillig und unzweckmäfsig, da es nur auf Kosten eben so nöthiger, ja noch nöthigerer Lehrgegenstände geschehen könnte. Billig aber ist die Forderung unsere jezige Lehrart zu verbessern, um uns so, und durch verdoppelten Fleiß ihnen einigermaßen zu nähern. Oder ist eine Lehrart irgend womit zu entschuldigen, welche von sechs Lateinischen Stunden in Sexta drei auf das Einüben

üben der Deklinationen und Konjugationen verwendet, d. h. diese den Schülern zu lernen aufgiebt, um sie dann von vierzig bis funfzig Knaben, und zwar von jedem einzeln hersagen zu lassen, d. h. zu sehen, daß sie dieselben nicht wissen, die übrigen drei Stunden aber auf eine ähnliche Weise mit Abfragen der Vokabeln u. s. w. verderbt? Man sage nur nicht etwa, das seien Uebertreibungen: meine Erfahrung hierüber zählt sechzehn Jahre, (und wird die übrigen Jahre meines Lebens leider auch wohl noch mitzählen). Die Leiden des Knaben und des Lehrers enden auch nicht etwa auf Sexta: nein, ist das Bürschchen für Quinta reif geworden, dann giebt's neue Dinge zu lernen, um unterdessen die alten ganz zu vergessen. Auf Quarta findet sich natürlich daß der Schüler nicht einmal weiß, was er auf Sexta wußte, und er muß alles von vorn an lernen, um es abermals auf Tertia wieder zu vergessen, und will es Gott, auch in Secunda und Prima nicht nur unzählige andere Fehler zu begehn, sondern auch gegen das gemeine Dekliniren und Konjugiren zu verstoßen. Einzelne Schüler von glücklichen Anlagen und unermüdlichem Fleiße darf man nicht gegen mich anführen. Sie befinden sich mit solchen Kranken in Einem Falle, die vermöge ihrer guten Natur der Kranckheit und dem schlechten Arzte zum Trotze gesund werden. Ja wenn der gewöhnliche Sprachunterricht einen andern Erfolg hätte, so müßte man sich eigentlich wundern. Sprachformen und Sprachregeln prägen sich nur dadurch ein, und werden nur dadurch zuletzt mit Sicherheit beobachtet, daß man sie unzählige Male angewendet hat. Diese nöthige Anwendung ist aber unmöglich, wenn man die Lehr-
 stun-

stunden mit Abfragen der Deklinationen, Konjugationen, Vokabeln und Phrasen, mit Erläuterung von drei Zeilen eines Lesebuchs und mit Verbesserung der Uebersetzung und eines Exercitiums von ohngefähr eben so viel Zeilen hinbringt, mit Widerwillen in die Klasse tritt, weil man bei den Schülern Widerwillen findet, nur scheinbare Aufmerksamkeit (das sogenannte Stillsitzen) erzwingt und fast stündlich schelten oder strafen muß. Ich habe im Verlaufe eines einzigen Jahres auf Prima wohl funfzig mal die Regel über *ei* und *äv* mit dem Indikativ eingeschärft, und mancher nicht unfleißige Primaner erkannte sie zum einundfunfzigsten Male doch nicht, wenn er sie im Schriftsteller fand, oder verstieß in seinem Exercitium dagegen. Woher kommt das? — Er besitzt zu wenig Fertigkeit, muß daher mit gespannter Aufmerksamkeit auf eine Menge von Dingen achten, und wird so bald dies, bald jenes, trotz dem daß es ihm eigentlich wohl bekannt ist, übersehen. Ebenso muß man sich Fehler gegen die Deklinationen und Konjugationen und gegen die bekanntesten Regeln der Wortverbindung bei jungen Lenten erklären, denen diese Dinge wohl bekannt sind. Es fehlt an genugsamer Anwendung des Erlernten, und somit an der nöthigen Fertigkeit. Und was folgt hieraus? — Daß der Schüler die oben genannte Regel und alles übrige, was eben so nöthig und noch nöthiger ist, nicht erst auf Prima funfzig mal hören, sondern auf den früheren Klassen schon fünfhundert mal anwenden muß. Und wie ist das zu erreichen? — Auf die oben angedeutete Weise, daß man nicht drei Zeilen in der Stunde erläutert u. s. w., sondern drei Bogen mit den Schülern durchspricht.

Schrift-

Schriftliche und Leseübungen sollen deshalb nicht ausgeschlossen werden. Doch das Granum salis mag der Leser selber hinzuthun. Soll das jedesmal der Schriftsteller thun, so steht zu besorgen, daß sich selbst eine winzige Beilage zum Buche aufblähe.

Aber wozu das alles? ruft man mir vielleicht zu: hören wir diese Weisheit etwa von dir zuerst? oder hat nicht vielmehr seit dreihundert Jahren jeder gute Sprachlehrer dasselbe gesagt? — Ich antworte: Liebe Herrn, es ist sehr schön, daß man uns schon seit so langer Zeit vernünftiger machen will, und desto trauriger, daß wir uns nicht vernünftig machen lassen. Sollen wir uns aber etwa deshalb ganz aufgeben? soll allenthalben geschwiegen werden? Mich will doch bedünken, es sei hier, wie in der Kirche: da werden seit vielen hundert Jahren sonntäglich dieselben Wahrheiten und Ermahnungen vorgetragen, und man kann nicht leugnen, daß sie dadurch nicht selten an Wirksamkeit verlieren, und von manchem so angehört werden, wie er vom Tische aufstehend ein Prosit die Mahlzeit anhört. Ruft man aber deshalb dem Prediger zu: Guter Mann, wir haben das schon seit funfzig Jahren gehört, ja wir lesen's sogar in der Bibel, die einige tausend Jahr alt ist? Man ruft es ihm nicht zu, und würde auch sehr unrecht daran thun. Das wende denn auch auf mich an, lieber Leser.

Noch wird man fragen, was der Schüler, welcher diese Einladungsschrift liest, sich dabei denken solle. Er weiß es schon, und wer es nicht weiß, dem will ich es gerne sagen.

Drit-

Dritte Beilage.

Dafs es leichter sei Griechische als Lateinische Verse zu machen
(zn S. 20).

Hier sind meine Gründe für diese Behauptung.

1) Die Griechische Sprache, die so zahlreichen und so verschiedenen Völkerschaften angehörte, ist nicht abgeschlossen, eigensinnig, spröde und mäkeln wie die Römische, welche die Sprache einer einzigen Hauptstadt war, und zwar einer Hauptstadt, nach der sich der ganze Erdkreis wie in allen übrigen Dingen, so auch in der Sprache richten sollte, ein Paris unter Ludwig XIV. oder Napoleon. Fast alles, was natürlich ist, stand dem Griechen frei, und wohl nicht leicht wurde einem gebornen Griechen etwas wie Patavinität vorgeworfen. Das Streben mancher Spätern, Attiker zu sein, worin sie den sogenannten Ciceronianern nicht unähnlich sind, wird niemand in Anschlag bringen wollen. Von dieser Seite wird also die Uebung in Griechischen Versen nicht blofs leichter sein, sondern auch weniger zu einer geistlosen Nachahmerei und einem blofsen Nachplärren von prunkenden Redensarten verleiten, ein Umstand der die meisten Gedichte der neueren Lateiner so langweilig und ungenießbar macht.

2) Die Griechische Sprache ist viel reicher als die Römische, und bietet eine bei weitem grössere Menge gleichbedeutender Wörter und Wortverbindungen und besonders dichterische Zusammensetzungen zu bequemer Auswahl dar.

3) Das Griechische hat eine Menge prosodischer Bequemlichkeiten zum voraus, als da sind:

a) die höchst verschiedenen und zahlreichen Gestal-

stalten, die fast jeder Redetheil annimmt. So hat der Artikel τοῦ und τοῖο; τοῖς, τοῖσι und τοῖσιν; der Dativ Pluralis der dritten Deklination σι, εσι, εσσι, u. σιν, εσιν, εσσιν. Gleicher Formenreichtum findet sich auch bei den Adjektiven, wie in χεῖμαρος (χείμερος), χεῖμαρρος, und χειμέριος, (χειμέριος). Ebenso bei dem Pronomen: ἐμέο, ἐμεῖο, ἐμοῦ, ἐμέθεν, μοῦ, μέθεν u. s. w. und bei dem Verbum: εἶναι, ἔμεναι; ἔμμεναι, ἔμμεν, und ἔμεν; und ἔσται, ἔσεται ἔσσεται, ἔσσειται und vielleicht auch ἔσειται; nicht minder bei den Adverbien, Konjunctionen und Präpositionen: μέγα, μεγάλα, μεγάλως und μεγαλωστί. Von αἰεί zählt Herrmann in der Vorrede zu des Euripides Hekabe volle zwölf Formen auf. Für εἰάν sagte man auch ἄν und ἦν; für ἐν auch ἐνί, εἰν und εἰνί, wie für παρά auch πάρ und παρσί. Dafs aber solche Mannigfaltigkeit nicht mühsam zu suchen ist, sondern sich über die ganze Griechische Sprache erstreckt, weifs jeder, dem sie nicht ganz unbekannt ist, eben so gut, als dafs die verschiedenen Formen nicht immer von beliebigem Gebrauche sind.

- b) das Apostrophiren.
- c) das Anhängen des N.
- d) der Hiatus.
- e) die Krasis.
- f) die Kontraction.
- g) die Verdoppelung der Konsonanten, wie in ὅττι, ὅππως u. s. w.

h) die

h) die auch dem Auge erkennbare Quantität des E und H, des O und Ω .

i) die Eigenschaft der Accente, daß man aus ihnen häufig auch die Quantität der drei Ancipites erkennen kann.

k) die Menge von Partikeln, die man oft hinzuthun oder weglassen oder mit andern vertauschen kann.

4) In den Griechischen Versen wird auch wenig oder gar keine Rücksicht auf den Accent genommen. Im Lateinischen dagegen, zumal im Drama ist dieser keinesweges zu vernachlässigen, und macht zuweilen nicht geringe Schwierigkeiten. Daher findet sich denn auch bei neueren Lateinischen Dichtern so mancher Vers, der ein Römisches Ohr nicht wenig beleidigen dürfte. Hier ist einer der Art aus Frischlin's Uebersetzung der Aristophanischen Wolken:

Ergó quantum intellígo, culicum podéx tuba
est

und hier ein noch schlechterer aus einer Grabschrift des Johannes Secundus:

Formám cui suaé parem dedít Venus.

Noch mancher andere liesse sich, wenn es darauf ankäme, zu dem hier aufgestellten, das ich nicht zu suchen brauchte, sondern sich jedem auf der Stelle darbietet, zu Gunsten des Griechischen hinzufügen, ohne daß ihm die Römische Sprache etwas entgegen setzen kann, außer etwa den unvortheilhaften Vorthail, daß sie keine Dialekte hat, und ihr poetischer Ausdruck weit beschränkter und daher leichter zu erlernen ist, zumal da auf das Latein mehr Zeit und Mühe gewandt wird als auf das Griechische.

Die

Die Römer selber verkannten nicht die Vorzüge des Griechischen in poetischer und metrischer Hinsicht. Oder warum fehlte es ihnen an den Strophen des Griechischen Drama, Pindars u. s. w.? und warum bricht Horaz so schnell ab, wenn er einmal ein Versmaß wagt, wie *Miserarum est neque amori* u. dgl.?

Wie leicht muß es also, bei so großer Fügsamkeit des Griechischen, dem Jünglinge werden Homerische Hexameter zu machen wenn er einen Theil der Iliade auf Secunda, einen andern auf Prima, und das Uebrige für sich gelesen hat. Aber freilich läuft er gerade hier nicht geringe Gefahr, als ein blinder Nachahmer ja Nachsprecher seine eigenen Vorstellungen gegen Homerische Phrasen zu vertauschen. Die jugendliche Weitschweifigkeit Homers und die zahllose Wiederholung derselben und ähnlicher Wendungen sind in der That zu verführerisch, und schwerlich wird sich der Anfänger z. B. ein *κατὰ Φρένα, κατὰ Φρένα καὶ κατὰ θυμόν, ὃν κατὰ θυμόν, κατὰ θυμόν, θυμῶ, ἐνὶ θυμῶ, ἐν θυμῶ, ἀνα θυμόν, Φρεσί, ἥσιν ἐνὶ Φρεσί, ἐν Φρεσί, μετὰ Φρεσί, ἐν στήθεσσι, ἦτορ, κῆρ, Φίλον κῆρ*, und ähnliche Wendungen, die jener früheren Welt Bedürfnis waren, bei uns aber nur müßige Zusätze sind, versagen, wenn es gerade eine Lücke im Verse bequem ausfüllt? Dies ist der Grund, warum ich nicht zur Uebung in Homerischen Versen rathen kann, sondern den jambischen Trimeter vorziehe, den man ja Anfangs durch Gestattung aller Freiheiten, die er in der Komödie hatte, genugsam erleichtern kann, um ihn allmählich zu beschränken. Einen bequemen Stoff bieten die Äsopischen Fabeln und viele einzelne Gedanken

in andern Schriftstellern dar, die der Schüler täglich in Händen hat.

Vierte Beilage.

Metrische Versuche einiger Schüler des Friedrichskollegiums.

Um diese Versuche für meine jüngeren Leser einigermaßen belehrend zu machen, werde ich das Fehlerhafte in denselben theils durch anderen Druck theils durch besondere Zeichen kenntlich machen, und wo es nützlich sein kann, eine Bemerkung hinzufügen.

I. Versuche einiger Tertianer.

Den Tertianern diktirte ich folgende Fabel:

„Die Hasen, welche einst gegen die Adler Krieg führten, luden die Füchse ein ihre Bundesgenossen zu werden. Die Füchse aber sagten: wir würden euch gern beistehn, wüßten wir nicht, wer ihr seid, und wer eure Feinde sind.“

Diese haben sie theils in die oben beschriebenen Trochäen und Jamben, theils in Hexameter verwandelt. Von den trochäischen und jambischen Arbeiten gehören folgende drei zu den besten.

- 1) Als die Hasen mit den Adlern
Einst in einem | Kriege | lebten,
Sprachen | jene | zu den Füchsen:
Werdet | unsre | Kampfgenossen,
Und verbindet
Euch in diesem Krieg mit uns.
Als die Füchse | dieses | hörten,
So erwiederten sie jenen:
Gerne wollten wir euch dienen,
Doch wir kennen
Eure | Feinde | und auch euch.

2) Als

- 2) Als die Hasen mit den Adlern
 Einen | langen | Krieg begonnen,
 Schickten | diese | zu den Füchsen,
 Sie zu bitten,
 Ihnen | hülfreich | beizustehn.
 Als die Füchse | dieses | hörten,
 Sprach der eine | unter | ihnen:
 Gerne würden wir euch beistehn,
 Wenn wir euch nicht lange kennten,
 Und nicht wüßten,
 Welche | eure | Feinde sind.

- 3) Einst führten viele Thiere Krieg,
 Die Adler und die Hasen auch;
 Allein die Erstern, groß und stark
 Und furchtbar durch ihr Flügelpaar,
 Besiegten jen' in mancher Schlacht.
 Die Hasen kamen nun in Noth,
 Und sprachen so:
 Wir wollen zu den Füchsen gehn,
 Sie sollen unsre Brüder sein,
 Mit ihnen sei ein Bund gemacht;
 Wir wollen hin,
 Und ihnen | dieses | sagen.
 Der Füchse Antwort aber war:
 Wir möchten gern eu'r Beistand sein,
 Wenn wir nicht euch
 Und eure | Feinde | kennten.

Gegen das Sylbenmaß ist in diesen drei Arbeiten nicht oft verstossen; aber die Wort- und Versfüße fallen wenigstens in den beiden ersten nicht selten zusammen, und an Hiatus und Härten fehlt es auch nicht. Eine Arbeit von der Hand des Lehrers findet sich S. 14.

Von folgenden fünf Hexametrischen Arbeiten,
 (vier andere von gleicher Beschaffenheit, oder doch

nicht viel schlechter, theile ich nicht mit) sind die drei letzten die ersten Versuche ihrer Verfasser, die kaum acht bis zehn Stunden in der Verskunst erhalten haben.

4) Einstens führten die schwächlichen Hasen|Krieg mit den Adlern.
Da sie bemerkten, |dafs sie zu schwach, und jene zu stark sind,
Baten sie, ihre Bundesgenossen|zu werden, die Füchse.
Diese hingegen sprachen: wir möchten wohl gerne euch beistehn,
Wenn wir nur nicht aus eigener Erfahrung lange es wüßten,
Dafs ihr zu schwach seid, |gegen die Adler|Kriege zu führen,
Und dafs die Adler bei weitem|stärker und mächtiger als ihr,

Diesen Versen fehlen gehörige Cäsuren und kräftige Wortfüße.

5) Einstens führten die Hasen|Krieg mit den rüstigen Adlern.
Da sie glaubten zu schwach zu sein mit jenen zu kämpfen,
Baten sie höflich die Füchs' um Hülff' und kräftigen Beistand
Gegen den starken Feind. Doch jene erwiederten lächelnd:
Gerne würden wir Hülff' euch bringen|gegen die Adler,
Hätten wir nicht erfahren, wie vieler Hülff' ihr bedürfet,
Um mit den Adlern|im Gleichgewicht den Krieg zu bestehen.

Bessere Hexameter kann man billigerweise von Tertianern nicht erwarten.

6) Einst da die Adler Krieg mit den Hasen|zu führen|beschlossen,
Wählten diese die Füchse sich aus zu Bundesgenossen.
Aber die Füchs' antworteten ihnen|folgendermassen:
Gern und ohne Bedenken|würden wir Hülfe euch leisten,
Wüßten wir nicht wer ihr, und wer euere Gegner wären.

7) Lange war schon ein Zank im Reiche|der Adler|und Hasen:
Beide gaben sich Recht, und nahmen|zürnend|die Waffen.
Furchtsam schon von Natur, erbaten|die Hasen|sich Hülfe
Von den listigen Füchsen. Doch diese|gaben|zur Antwort:
Gerne wollten wir euch mit Rath und That unterstützen,
Wüßten wir nicht die Stärke der Adler|und Schwäche|der Hasen.

8) Freunde,

8) Freunde, steht uns bei in dem größten, und schrecklichsten Kriege,
 Den wir schon lange | mit Adlern geführt! So riefen die Hasen
 Zu den Füchsen, | und baten | und flehten | auf Knien | um Hülfe.
 Und schon waren dieselben bereit den Hasen zu helfen,
 Als ein alter Fuchs zu den übrigen folgendes sagte:
 Wisset, ihr kämpft gegen Adler, und habt die Hasen zu Freunden!
 Durch die Worte | des Alten | wurden | die Andern | verständig,
 Und versagten den Hasen den Beistand gegen die Adler.

Hier ist noch zur Vergleichung die nicht ganz
 gerathene Arbeit des Lehrers:

Als vor Zeiten die Hasen sich rüsteten gegen die Adler,
 Und zum Bunde die Füchs' aufforderten, hieß der Bescheid so:
 Wahrlich wir wären bereit euch Bundesgenossen zu werden,
 Wüßten wir nicht zu gut, wer ihr, wer euere Feinde.

Versuche einiger Sekundaner.

Den Sekundanern wurde aufgegeben, folgendes
 Gedichtchen in Hexameter zu bringen,

Alte Bekanntschaft.

In einem Blumenkrüge hatt' ein Kraut
 Den Rosenbusch umschlungen. „Wie denn,“ sprach ich.
 „kommst du hierher?“ „O laß mich,“ sprach das Kraut
 „Ich bin der Rose Miterzogene
 Vom Garten her; und alte Freundschaft pflegt
 Nach Treue man zu schätzen, nicht nach Werth.“

Ich seze von den eingegangenen Arbeiten neun
 der bessern her:

1. Innig hatte ein Kraut umschlungen | die liebliche Rose,
 Welche in einem irdenen Topf vom Gärtner gepflanzt war.
 „Sage,“ begann ich zu ihm, „wie kommst du hierher zu der Rose?“
 „Laß mich,“ erwiederte drauf das Kraut mit bittender Stimme,
 „Miterzogen bin ich der Ros' im blühenden Garten,
 „Und nach Treue nur pflegt man zu schätzen, | nicht nach dem Werthe,
 „Frühgeknüpfte Bande der gegenseitigen Freundschaft.“

2. Einstens fand ich umschlungen von einem gewöhnlichen Kraute
Innig den Rosenstock im zierlichen Blumenbehälter.

„Wie kommst du denn hieher?“ „Fragt ungesäumt ich und finster.

„Lafs mich,“ erwiederte drauf demüthig das furchtsame Kraut mir;

„Miterzogen der Rose, bin schon ich im herrlichen Garten

Ihr der treueste Freund gewesen, | und bin es | auch jezt noch :

Freundschaft pflegt man ja sonst nach Treue | zu schätzen | nicht Ansehn.

3. Fest um ein Rosengebüsch, das im Blumenbehälter gepflanzt war,
Hatte ein Kraut sich gewunden. „Wie,“ sprach ich mit finsterner Miene,

„Kommst du hieher?“ „O lafs mich,“ entgegnete jenes bescheiden:

„Denn im Garten erwuchs ich dem duftenden Rosengebüsche

Stets als treue Gefährtin; und frühere Freundschaft, du weilst es,

Pflegt man nach Treue zu schätzen, und nicht nach äußerem Ansehn.“

4. Um ein Rosengesträuch hatt' einst ein Kraut sich geranket.

„Wie kommst du denn hieher?“ so fragte ich; aber das Kräutlein

Sagte gelassen und sanft: O zürne nicht; jegliches Schicksal

Trug ich zugleich mit der Ros', auch pflegt man wirkliche Freund-
schaft

Nur zu schätzen nach Treu', und nicht nach dem äußeren Werthe.“

5. Um ein Rosengebüsch im erdgefüllten Topfe

Hatte sich umgerankt anschmiegend ein grünendes Schlingkraut.

„Wie denn,“ sprach ich halb böse, „wie kommst du neben die Rosen?

„Lafs mich,“ flehte das Kraut; „denn miterzogen im Garten

War ich den Rosen schon, und ihr Loos war auch das meine;

Denn nicht nach dem Werthe, nach Treue schätzt man Freundschaft.“

6. Fest mit dem duftenden Busche der Ros' im Blumenbehälter

Hatt' ein Kraut sich gepaart, und die zackigen Blätter umschlungen.

„Wiedenn kommst du hierher?“ so sagte ich; aber das Kräutchen

Redete bittend zu mir: O lafs mich, Gütiger, bei ihr,

Da mit der Rose zugleich ich ward auferzogen im Garten;

Denn nach der Treue schätzt man die Freund' und nicht nach dem
Werthe.“

7. Einstens hatte ein Kraut die Rosen|im Topfe|umschlungen.
 Als ich es sah, begann ich: „Wie kommst du hier zu der Rose?“
 „Laß mich,“ sprach nun das Kraut, „ich bin der Ros' mit erzogen,
 Als sie im Garten noch war; und alte|Freunde,|das weißt du,
 Pfllegt man zu schätzen nach Treu', und nicht nach dem Werthe
 derselben.“

8. Ein unnützes Gewächs, ein Kräutchen,|hatte|umschlungen
 Fest, im Blumenbehälter den Busch der lieblichen Rose.
 „Wie denn kommst du hieher?“ so sprach ich. |, „Ach“ sagte | das
 Kräutchen,
 „Schon von Kindheit an, da ward mit der Ros' ich erzogen,
 Als ich im Garten noch war; und wohl nach bewiesener Treue
 Pfllegt man zu schätzen den Freund, doch nicht nach dem äußeren
 Werthe.“

9. Einstens hatte ein Kraut im Blumenbehälter umschlungen
 Eine purpurne Rose. Da sprach ich: „Wie kommst du denn hieher?“
 „Laß mich,“ entgegnete drauf das Kraut, „ich bin ja der Rose
 Schon von dem Garten her e i n e Miterzogne gewesen.
 Und man pfllegt, wie bekannt, die Freundschaft von älterer Zeit her
 Nach der Treue zu schätzen, und nicht nach dem äußeren Werthe.“

Die Arbeiten der übrigen Sekundaner seze ich nicht her: denn ein Theil derselben ist ungefähr von der Beschaffenheit der beiden letzten unter den eben mitgetheilten, ein anderer ist von noch geringerm Werthe. Zwar hatte ich mir Anfangs vorgenommen, neben den besten Arbeiten auch die schlechtesten jeder Klasse mitzutheilen, damit man die Grenzen sehen könne. Allein da die jungen Leute nichts von dem Gebrauche ahneten, den ich jetzt von diesen Arbeiten mache, so sind manche aus Nachlässigkeit und Ueber-eilung weit schlechter ausgefallen, als ihre Verfasser sie liefern konnten. Die Mittheilung solcher Arbeiten würde daher keinesweges die Grenzen der Kräfte an-

angeben, sondern das Urtheil des Lesers nur ohne Noth schwankend machen, und so unterbleibt sie lieber ganz, zumal da die mündliche Prüfung Gelegenheit geben wird, alles, was man in diesem Aufsaze vermissen sollte, zu ergänzen.

Die Verse des Lehrers, die aber ebenfalls noch zu wünschen übrig lassen, lauten also:

Fest um den Rosenstock im Blumenbehälter geschlungen
 Hatte sich jüngst ein Kraut. „Wie kommst denn du zu der Rose?“
 Sprach ich; und: „gönne mir,“ sagte das Kraut, „o gönne den Platz mir!
 Bin ich vom Garten her doch miterzogen der Rose;
 Schätze den alten Freund denn nach Werth nicht, sondern nach Treue.

Versuche der Primaner.

Die Primaner endlich haben folgendes Räthsel in Distichen gebracht:

Wer ist die Göttin, die den Armen hafst
 Und lieber bei dem Reichen wohnt? Denn
 Sie weiß zu leben, sizet gerne weich,
 Geht sonderlich auf fremden Füßen gern.
 Und liebet Salben, Kränze, süßen Wein,
 Was alles ihr kein Armer reichen kann.
 Drum flieht sie auch des Armen harten Tritt,
 Und liegt dem Reichen nur so gern zu Fuß.

Von Dreizehn eingegangenen Arbeiten seze ich eilf her: zwei sind zu fehlerhaft. Aber auch unter den abgedruckten sind mehrere, die dem, was ihre Verfasser leisten können, nicht entsprechen.

1. Kannst du mit kundigem Sinn mir nennen die weichliche Göttin,
 Welche den Armen hafst, lieber den Reichen besucht?
 Denn sie versteht zu leben, und geht am liebsten auf fremden
 Füßen einher, und liebt Salben und Kränze und Wein.
 All dies reicht ihr kein Armer, und darum hafst sie den harten
 Tritt desselben und liegt gerne dem Reichen zu Fuß.

2. Wer

2. Wer ist die Göttliche wohl, die den Dürftigen hasset und lieber
Bei dem Begüterten wohnt, da sie zu leben versteht?
Gerne sizet sie weich und geht auf Anderer Füßen;
Salben liebet sie auch, Kränze und süßlichen Wein;
Reichen kann das der Arme ihr nicht: drum flieht sie des Armen
Härteren Tritt und liegt gerne dem Reichen zu Fuß.

3. Nenne die Göttin mir, die Dürftige hafst und bei Reichen
Lieber verweilt, denn sie weiß was zu dem Leben gehört,
Liebt den gepolsterten Sitz, und geht auf Anderer Füßen
Gerne einher und schätzt Salben und Kränze und Wein,
Was ein Dürftiger ihr nicht reicht. Drum flieht sie des Armen
Drückenden Tritt und liegt einzig dem Reichen zu Fuß.

4. Wer ist die Göttliche wohl, die den Dürftigen hafst, und den Rei-
chen
Lieber als jenen besucht, weil sie zu pflegen sich weiß?
Gern auch sizet sie weich, geht gern auf anderer Füßen,
Liebt auch Salben und Wein, was ihr der Arme nicht reicht.
Darum flieht sie den Tritt, den harten des dürftigen Mannes,
Und dem Begüterten nur lieget sie gerne zu Fuß.

5. Nenne die Göttin mir, die begabt mit dem Hasse des Armen,
Gerne beim Reichen wohnt, da sie zu leben versteht,
Gern weich sizet, es hafst auf eigenen Füßen zu schreiten?
Auch sind Kränze ihr lieb, Salben und köstlicher Wein.
All dies kann ihr kein Aermere reichen, | drum flieht sie des Armen
Härteren Tritt und liegt gerne dem Reichen zu Fuß.

6. Wer ist die Göttliche, welche die Dürftigen hafst und bei Reichen
Lieber die Tage verbringt, da sie zu leben versteht,
Gern auf Polstern ruht, und auf Anderer Füßen einhergeht,
Salben und Kränze liebt, süßlichen Weins sich erfreut,
Was kein Armer ihr reichen kann? Drum flieht sie die Tritte
Jedes Armen, und liegt lieber dem Reichen zu Fuß.

7. Nenne

7. Nenne die Gottheit mir die der Armuth niedriges Strohdach
 Hafst und dem Reichen sich nur ohne sein Wollen gesellt,
 Gern an Polstern ruht, nur schwer auf eigenen Füßen
 Geht, und der Salben Duft liebt und den perlenden Wein?
 Weil ihr der Dürftige nun nicht reicht so herrliche Dinge,
 Flieht sie des Dürftigen Tritt, liegend dem Reichen zu Fuß.

8. Nenne die Göttin mir, die den Armen hafst, doch des Reichen
 Wohnungen gerne besucht, da sie zu leben versteht?
 Ungern geht sie auf eigenen Füßen, | und liebet | die Polster,
 Salben, Kränze und Wein, was ihr der Arme nicht reicht.
 Deshalb scheut sie des Dürftigen Tritt, der sie heftig erschüttert
 Schreitet zum Reichen nur hin, dem sie zu Fusse sich legt.

9. Welche der Göttinnen hafst den Armen, | wohnt bei dem Reichen
 Lieber? Sie lebet bequem gerne, und sitzt auch weich.
 Gehet auch nur auf Anderer Fuß; und liebet die Salben,
 Wie auch Kränze und Wein, was ja der Arme nicht hat.
 Darum fliehet sie auch des Armen härtere Tritte,
 Suchet den Reicheren nur, lieget ihm gerne zu Fuß.

10. Welche der Göttinnen hafst die Dürftigen, wohnt bei den Reichen
 Lieber? Sie kennt Anstand, sitzt so gerne auch weich,
 Geht besonders auf A n d e r e r F u ß g e r n, liebet die Salben,
 Kränze und lieblichen Wein, Dinge dem Armen versagt.
 Darum flieht sie auch stets die härteren Tritte des Armen,
 Und nur dem Reichen genah liegt sie so gerne zu Fuß.

Der Verfasser dieser zehnten Arbeit hat offenbar zu begierig nach der bukolischen Caesur gestrebt, und darüber viel weniger geleistet, als er leisten kann und zu leisten pflegt.

11. Welche

11. Welche der Göttinnen wohnt, die Verächterin leidender Armut
 Lieber bei dem, der stolz waltet im Schooße des Glücks?
 Aufwand liebet sie sehr, ruht gern auf gefälligen Polstern,
 Treibend der Rosse Gespann schont sie den eigenen Fuß;
 Liebet der Salben Duft und epheugewundene Kränze,
 Und süßduftenden Wein, was ihr der Arme versagt.
 Darum meidet sie auch der Armuth härteren Fußtritt,
 Während sie doch so gern huldigt dem reicheren Mann.

An dieser eilften Arbeit sind die Verse in der That nicht nur richtig sondern auch wohlklingend; aber was bei so mancher der mitgetheilten Arbeiten, ist auch hier der Fall: Gedanke und natürlicher Ausdruck sind dem bloßen Verse geopfert worden, ein Fehler, vor dem man nicht dringend genug warnen kann.

Hier folgt noch die Arbeit des Lehrers: Auch sie ist von dem eben gerügten Fehler nicht ganz frei zu sprechen, indem z. B. der Zusaz beim üppigen Mahl nicht ganz zu billigen ist. Damit man aber nicht allzurasch spotte und spöttele, wäre es gut, wenn auch Andere einmal versuchten, so leicht hingeworfene Verse Herders in Distichen zu verwandeln.

Kennst du die Göttinn wohl, die, den Aermern hassend, es lieber

Mit dem Begüterten hält, da sie zu leben versteht?

Fremder Füße sich gern bedient, und süßere Weine

Salben und Kränze sich liebt, was sie bei Armen vermisst?

Darum meidet sie nun die härteren Tritte des Armen

Liegt beim üppigen Mahl lieber dem Reichen zu Fuß.

Statt des Schlusverses würde vielleicht besser geschrieben:

Darum lieget sie nun lieber dem Reichen zu Fuß.

Aber die Einfachheit der Herderschen Verse ist immer nicht darin. Doch wer wird sich darüber

wun-

wundern? Hat nicht Göthe selber manchem seiner Verse durch Uebearbeitung so sehr seine Einfachheit geraubt, daß man kaum glauben sollte der Uebearbeiter sei Göthe? Man vergleiche nur unter mehreren andern diese Epigramme.

Alte Ausgabe.

Eine flache Furche bedekt den goldenen Samen,
Eine tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung dem Leben,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Schlummer und Schlaf, zwei himmlische Brüder, die Göttern nur
dienten,
Bath sich Prometheus herab, seinem Geschlechte zum Trost;
Doch was Göttern leicht, wird Menschen schwer zu ertragen:
So ward ihr Schlummer uns Schlaf, so ward ihr Schlaf uns zum Tod.

Neuste Ausgabe.

Flach bedeckt und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost.
Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum
Tod.

Zwar sind die Verse jetzt richtiger, wiewohl: Brüder zum Dienste der Götter berufen dem gebildeten Ohre auch noch nicht genügen kann; allein die Einfachheit ist dahin, und der Imperativ: Fröhlich gepflügt und gesät, der im Fall des Ungehorsams augenblikliche Züchtigung fürchten läßt, kann nicht anders als mißfallen.

IST ES RATHSAM

DEN

T R O C H Ä U S

AUS DEM

DEUTSCHEN HEXAMETER

ZU VERBANNEN?

Nachdem der durch Klopstock, Bodmer und einige Andre bei uns eingeführte Hexameter durch Voss zu seiner Vollkommenheit entweder schon gelangt, oder ihr doch sehr nahe gekommen ist, hat das gebildete Deutschland über diese so unschätzbare Bereicherung unserer Versarten bis auf diesen Tag eine lebhaftere Freude in Worten und Werken geäußert. Indessen hat man doch keinesweges erman-
gelt unsern Hexameter mit seinem Griechischen Vorbilde zu vergleichen, auf etwanige Mängel aufmerksam zu machen, und — was sich vorhersehn liess, — den Trochäus, als den Urheber seines Zurückbleibens und den Stein des Anstoßes, der ihm unaufhörlich lahme Füße verursache, aus dieser Versart, wie aus dem Pentameter, verbannen zu wollen. A. W. Schlegel ist meines Wissens der erste, welcher sich hierüber öffentlich geäußert hat. Schon 1801 schrieb er im zweiten Bande seiner Charakteristiken und Kritiken S. 196 in einer späteren Anmerkung zu seiner schon 1796 erschienenen Beurtheilung des Vossischen Homer: „Vielleicht ist die „Zeit nicht so gar entfernt, wo es z. B. nicht mehr erlaubt

I

„laubt sein wird, im Hexameter reine Trochäen einzumischen. Freilich muß es alsdann möglich sein, dies Gesez zu beobachten: ein Ziel, welchem uns solche Masse vortrefflicher Hexameter, als Vofs beinahe bespielloos geliefert hat, denen bei der Umgehung der Schwierigkeiten tausend und tausend Vortheile abzulernen sind, um ein Großes näher bringt.“ — So hingeworfene Gedanken finden bei uns Deutschen, die wir daran vielleicht zu reich sind, selten jemand, der sich bückt, sie aufzunehmen; und Schlegel nahm 1805 den seinigen selber wieder auf, indem er uns in seiner Elegie Rom trochäenlose Hexameter und Pentameter lieferte. Erst 1813 fand er zwei Nachfolger, den einen in Herrn F. Gräfe, dem Übersetzer von des Nonnos Hymnos und Nikäa, den andern in Wolf, der uns in demselben Jahre mit einer Verdeutschung der ersten Horazischen Satire beschenkte. An diese drei Versuche schließt sich als vierter eine Übersetzung der 162 ersten Verse der Lukanischen Pharsalia, welche in diesem Jahre, 1817, in der humanistischen Zeitschrift Athenäum erschienen und mit dem Namen Falbe unterzeichnet ist. Diese vier Gedichte zusammen enthalten noch keine 900 Verse, und sind doch, Kleinigkeiten abgerechnet, vielleicht alles, was der Art in sechzehn Jahren erschienen ist, wenn gleich der verstorbene Apel im zweiten Theile seiner Metrik S. 41 behauptet, es haben VIELE Deutsche Dichter den Trochäus aus dem Hexameter verbannt, und so sei durch die That UNWIDERLEGlich erwiesen, daß in Deutscher Sprache Hexameter ohne Trochäen gebildet werden können.

können. Dafs wir Hexameter ohne Trochäen bilden können, hat niemand je bezweifelt, da sich dergleichen selbst in den früheren Werken eines Klopstock, Zachariä, Stolberg und Anderer zu Tausenden finden lassen. Aber ob man ohne Trochäen und wohlgemerkt! auch ohne Nachtheile, welche alle Vortneile der trefflichsten Verskunst weit überwiegen, längere hexametrische Gedichte, Messiaden, Iliaden, Aneiden u. s. w. zu liefern im Stande ist, dafs läfst sich noch immer fast eben so sehr bezweifeln, als dafs Eine Schwalbe den Sommer macht. Die namentliche Anführung der vielen Deutschen Dichter und ihrer gelungenen Werke in gelungenen trochäenlosen Hexametern war hier ganz unerläßlich, da der Beweis des Behaupteten davon abhängt: allein sie fehlt hier, wie überhaupt in jenem Werke diejenigen Anführungen, worauf die Entscheidung beruht, oft vermisst werden, oder etwas anderes beweisen, als sie sollen.

Ist nun die beabsichtigte Verbannung des Trochäus kein blofs übereilter Wunsch, keine unmaßgebliche Meinung und Anfrage an unsere Dichter und Verskünstler, sondern das Ergebnifs gründlicher Untersuchung, und ist es wirklich recht, auch die nur mäßigen Gebrauch der Trochäen gestattenden Hexameter dieses Namens verlustig zu erklären, so kann gar nichts rathsamer sein, als dafs Dichter und Kunstlehrer ihren alten Maßstab ungesäumt mit dem neuen, oder vielmehr dem uralten Griechischen vertauschen, damit der unbequeme Zustand des Schwankens aufhöre, damit jeder, der nicht ein Jahrzehend auf Prosodie und Metrik verwenden kann, sich die Lust in Hexametern zu dichten vergehen lasse, und

endlich damit unsere noch lebenden Dichter, so weit sie sich des Hexameters bedient, ihre Gedichte noch vor Thorschluß auf den Amboss bringen und umschmieden, falls sie das Paradies der Unsterblichkeit nicht mit dem Rücken anzusehen gemeint sind. Sind aber Hexameter ohne alle Trochäen, und zwar nicht duzend- oder schockweis, sondern zu Hunderten und Tausenden, gar nicht zu erreichen, oder nur um einen zu hohen Kaufpreis, nämlich auf Kosten der Gedanken, der Sprachrichtigkeit, der Verständlichkeit, der Natürlichkeit, der Anmut, und überhaupt aller Tugenden, die man einem Gedichte außer den metrischen wünscht; o so wolle man doch unser Ohr nicht so mutwillig überfeinern, und ihm einen Ekel vor den genussreichsten Deutschen Gedichten, wie der Folgezeit einen dauernden Mißwachs an hexametrischen Kunstwerken erzeugen. Läßt es sich doch niemand einfallen, uns den Geschmack an unsern Borgstorfer-Aepfeln, an unserm Franzobst, an unsern Trauben zu verleiden, und uns einzig die Würze und Süße der südlichen Erzeugnisse zu preisen. Und wenn ein und der andere Kunstgärtner es thäte, so würden die übrigen Gärtner deshalb ihre Birnbäume, Apfelbäume und Reben nicht gleich umhauen, Gewächshaus an Gewächshaus reißen, und Apfelsinen, Granaten und Spanische Trauben ziehn, die denn doch nur Südfrüchte des Nordens wären und blieben.

Durch gegenwärtige Blätter — falls sie außer dem kleinen Kreise, dem sie zunächst als Einladungsschrift bestimmt sind, auch einen größeren Kreis von Lesern finden — wünscht der Verfasser die Augen der gelehrten Welt, die seit geraumer
Zeit

Zeit aufgehört hat der Verskunst ihr Ohr so ganz zu verschließen, auf den zwar längst gesäten, aber erst jetzt aufkeimenden Streit des trochäischen Hexameters mit dem spondeischen *) zu lenken, damit derselbe gründlich geführt werde, und möglichenfalls aus bitterer Wurzel eine süsse Frucht erwachse.

Geführt müßte der angedeutete Streit eigentlich so werden: die Feinde des trochäischen Hexameters müßten erstens den Reichthum an brauchbaren Spondeen — denn mit einem Uebermase von Daktylen ist nichts gewonnen — und die Entbehrlichkeit der Trochäen aus der Natur der Deutschen Sprache darthun, und zweitens ihrer Lehre durch eine Reihe gelungener Gedichte und Uebersetzungen das Siegel aufdrücken. Was den Vertheidigern des trochäischen Hexameters obliegen würde, ergiebt sich hieraus von selbst: sie müßten die Behauptungen ihrer Gegner, wie ihre Hexameter, mit Rücksicht auf Sinn und Ausdruck prüfen, und dem Falschen und Mißlungenen das Wahre und Gelungene entgegensetzen. Dafs aber ich als Vertheidiger des trochäischen Hexameters einstweilen den vorgezeichneten Weg noch nicht betreten kann, begreift man, wenn man weiß, dafs seine Gegner ihre Behauptungen
bis

*) Nur der Kürze halber werde ich mich der an sich wol nicht zu billigenden Benennungen trochäischer und spondeischer Hexameter in diesen Blättern zuweilen bedienen. Unter spondeischen Hexametern verstehe ich die, welche unter die Daktylen nur Spondeen mischen, unter trochäischen die, welche zu diesen beiden Füßen noch den Trochäus fügen. Die mit echt-deutschen Wörtern schwangere Gegenwart wird das mir zur Zeit noch fehlende vielleicht nächstens gebären.

bis jezt mit wenig mehr als einigen Gedichten und Uebersetzungen zu unterstützen versucht haben. Ich werde daher meinen eigenen Gang gehen, ohne die Äußerungen der Freunde des spondeischen Hexameters und ihre hiehergehörigen Verse, soweit beide mir bekannt geworden, zu übersehen.

Dafs der trochäische Hexameter dem spondeischen an Kraft und Würde nachstehe, kann nicht geleugnet werden; ob er aber wider das Versmafs verstolse, wie z. B. Apel (Metrik Bd. II S. 48) behauptet, ist eine andere Frage. Schon Vofs (Zeitmessung S. 181) und der Beurtheiler von Gräfe's oben angeführter Uebersetzung (Jenaische Litteratur-Zeitung 1815 S. 221) haben nachgewiesen, dafs kräftige Trochäen den Zwei-Vierteltakt ausfüllen, wenn man ihre Länge dreizeitig vorträgt, oder, wie Vofs richtiger behauptet, wenn man den Trochäus als Triole durch den vierzeitigen Takt ausdehnt, und zwei der gedehnten Theile der Länge giebt. Apel a. a. O. übergeht diese letztere Messung ganz, und nennt die erstere willkührlich, und meint sie damit widerlegt zu haben. Aber er bedenkt nicht, dafs der stellvertretende Trochäus im Hexameter ein anderer ist, als der eigentliche im trochäischen Verse; er bedenkt nicht, dafs auch der bester Deutsche Hexameter, wenn er durchaus nach dem gemeinen Werthe der Sylben und Unterscheidungszeichen vorgetragen wird, ganz aufhört Hexameter zu sein; er bedenkt nicht, dafs man ja die Nachhülfe, welche er unter der Willkühr versteht, nicht von Sylbe zu Sylbe verlangt, sondern nur in den wenigen Trochäen, welche sich der gute Verskünstler erlauben wird; er bedenkt nicht, dafs der Dichter keine unbe-

bedeutenden Längen zur Dreizeitigkeit steigern wird, sondern nur solche, die eines starken Nachdruckes fähig sind; er bedenkt endlich nicht, daß er selber behauptet, in anmutig und allen ähnlichen Wörtern sei die erste Sylbe sogar außer dem Verse, in der gewöhnlichen Sprache, also ihrem Wesen nach, dreizeitig, ein Irrthum, den der Beurtheiler der Apelschen Metrik (Jenaische Litteratur-Zeitung 1816 S. 259) bereits aufgeklärt hat. Wenn Apel noch lebte, müßte man ihm die Frage vorlegen, ob nun anmutig, Durchgänge, Furchtbares und alle ähnlichen Wörter mit ihren (ihm) dreizeitigen Längen aus dem Hexameter zu verweisen sein, weil es Willkühr wäre, diese Längen bloß um des Versbedürfnisses willen zur Zweizeitigkeit herabzusezen. Allein er selber braucht sie ohne alles Bedenken zweizeitig. Im jambischen Trimeter setzt er sogar zweizeitige Längen zu nachdrücklichen Kürzen herab, und macht $\acute{ } \cup - -$ gleich $\acute{ } \cup - \cup$. Aber man meint vielleicht, er halte bloß Verkürzungen für erlaubt und verwerfe die Verlängerung. Hören wir ihn selber. Im zweiten Bande seiner Metrik schreibt er S. 170 also von der Länge, welche vor der Cäsur des Pentameters steht: „Diese dreizeitige Stelle des elegischen Verses muß also durchaus mit einer solchen Sylbe ausgefüllt werden, welche die dreizeitige Länge gestattet. Daß sie in dem Wortrhythmus schon dreizeitig sei, ist nicht nöthig, nicht einmal, daß sie in der Hebung des Wortes stehe:

„Lächelnder Liebkosung schmeichelnde Zaubergewalt.“
Doch genug hievon! Apel erbaute sein ganzes metrisches Gebäude auf einem so willkührlichen Grun-

Grunde, ja er nahm das gesammte Reich der Willkühr so ganz in Beschlag, daß er andern Leuten auch nicht die geringste zu gestatten gemeint war.

Die bisherige Vertheidigung des Trochäus im Hexameter habe ich denen zu Liebe versucht, welche dem Hexameter den Zwei-Vierteltakt beilegen, und sich etwa von dieser Ansicht nicht trennen können. Ich meinerseits habe sie aufgegeben. Habe der Hexameter der Alten Zwei-Vierteltakt oder welchen er sonst wolle, der Deutschen Hexameter läßt den Drei-Achteltakt hören. Es ist bekannt, daß, wenn in einem Takte die ursprünglichen Zeittheile in untergeordnete, z. B. Viertel in Achtel getheilt werden, immer der erste von zwei untergeordneten Zeittheilen der stärkere d. h. der gehobene oder betonte ist. Demnach ist der Hexameter, wenn man ihm Zwei-Vierteltakt beilegt, so zu messen:

— ˘ ˘ | — ˘ ˘ | — ˘ ˘ | — ˘ ˘ | — ˘ ˘ | — ˘

Versucht man es nun diesem Takte einen spondeischen Hexameter (etwa aus Schlegels Rom) unterzulegen, so hört man folgende unerträgliche Skansion:

— ˘ ˘ — ˘ ˘ — — — ˘ ˘ — ˘ ˘ — ˘ ˘
Ferner ein | hirtlicher | Held Ar|kadiens, | wendet E|vander.

Man lege demselben Verse dem Drei-Achteltakt unter, so daß im Daktylus jede Sylbe ein Achtel, im Spondeus die erste Sylbe zwei, die andere ein Achtel erhält, und urtheile, ob diese Skansion nicht dem Vortrage, welchen die Worte auch außer dem Verse haben, bei weitem näher komme. Unsere Trochäen dagegen, wenn man sie ihrem Wortrhythmus möglichst nähern will, sind lieber im graden Takte zu messen:

eine

eine Annäherung, welche auch der Tonsezer suchen wird, wo der Vortrag mehr deklamatorisch als lyrisch ist. So Zelter in Schillers

Hört' ich das Pförtchen nicht gehen?
 Hat nicht der Riegel geklirrt?
 Nein! es war des Windes Wehen,
 Der durch diese Pappeln schwirrt —

wenn er die beiden ersten daktylischen Zeilen im ungraden, die beiden folgenden trochäischen im graden Takte vorträgt. Auch J. A. P. Schulz in seinen Liedern im Volkston wählt fast regelmäßig für Daktylen den Drei- oder Sechs-Achteltakt, für Trochäen und Jamben den Zwei- oder Vier-Vierteltakt, wenn das Gedicht freien, deklamatorischen Vortrag fordert.

Zwar mag die Behauptung sonderbar klingen, dem aus einer betonten Länge und einer unbetonten Kürze bestehenden Trochäus sei der grade Takt natürlicher als der ungerade. Allein wenn man erwägt, daß im Deutschen die Betonung mehr als irgend etwas über den Sylbenwerth entscheidet, und daß sie der unbedeutendsten Sylbe das Uebergewicht über die gewicht- und klangvollste geben kann, wie in Mitmensch, Antheil, hinschaun, so wird man fühlen, daß man zuviel thut, wenn man der Länge nebst dem Tone zwei Zeiten, und der Kürze nur eine Zeit ohne Ton giebt. In Hinschaun ist der gewöhnlichen Aussprache nach zwar Hin betont, aber schaun unleugbar länger; dennoch bildet das Wort einen sinkenden Spondeus, den der Tonsezer wohl gar als einen Trochäus im Drei-Achteltakt behandelt. In mannhaft sind beide Sylben gleich lang, aber mann ist betont.

tont, und wir sind daher geneigt, ihm zwei Zeiten und dem haft nur eine zu geben, da das Wort doch seiner Aussprache gemäß zwei Achtel oder zwei Viertel, kurz graden Takt bildet, dessen fester Theil der betonte ist. Trochäen, wie Laube, Bäume, fröhnen und ähnliche, haben freilich die erste Sylbe bedeutend länger als die zweite; aber doppelt so lang ist die erste Sylbe doch nicht; der deklamatorische Vortrag unterscheidet beide Sylben mehr durch Hebung und Senkung, als durch Länge und Kürze, und wir hören mehr $\acute{\text{u}} \text{ } \grave{\text{u}} \text{ } \acute{\text{u}} \text{ } \grave{\text{u}} \text{ } \acute{\text{u}} \text{ } \grave{\text{u}}$ als $\text{ } \acute{\text{u}} \text{ } \text{ } \grave{\text{u}} \text{ } \text{ } \acute{\text{u}} \text{ } \text{ } \grave{\text{u}}$. Daß sich der Trochäus aber auch der letzteren Messung leicht unterwerfe, begreift sich, und ich habe daher kein Bedenken getragen, seiner Länge, wenn sie eine bedeutsame und tonreiche Sylbe ist, im Zwei-Vierteltakt so gar drei Zeiten zuzugestehen.

Die Richtigkeit der oben aufgestellten Messung des Deutschen Daktylus bewährt sich auch dadurch, daß schwerlich eine andere Theorie so genügend erklären wird, warum unser Daktylus die bedeutendere Kürze so ungern der unbedeutendern voranstellt, und wir lieber: Gingen ans Ufer hören, als ging an das Ufer, lieber gab es uns freudig als gab uns Erfreuten, lieber Sonderling als Jünglinge, lieber baldigern als Schachernde u. s. w. Denn man kann zwar sagen, die bedeutendere Kürze schliesse sich gern der folgenden Länge an; um nicht als Kürze verkannt zu werden; allein dieser Grund hat nur da Gewicht, wo eine Mittelzeit eintritt, deren Maß Zweifel erregen kann, nicht bei entschiedenen Kürzen, noch an Stellen,

wo der Rhythmus keinen Zweifel gestattet. Der wahre Grund ist dieser. Der Daktylus ist ein dreitheiliger Takt, im dreitheiligen Takte aber ist bekanntermaßen der erste Theil der stärkste, der dritte schwächer, und der mittlere der schwächste, weshalb auch so oft dem ersten der drei Theile anderthalb Zeiten, dem zweiten aber nur eine halbe gegeben wird, während der dritte die seinige ungeschmälert zu behaupten pflegt. Also um sich dem dreitheiligen Takte aufs genaueste anzuschließen, stellt der Deutsche Daktylus die schwächere Kürze in die Mitte, und die stärkere an das Ende.

Hat es nun damit seine Richtigkeit, daß im Deutschen der Daktylus den ungraden Takt, der Trochäus aber den graden fordert, ohne sich dem ungraden ganz zu entziehen, so kann von einem fehlerhaften Mafse des trochäischen Hexameters nicht mehr die Rede sein. Da aber doch nicht kann geleugnet werden, daß im Hexameter der Daktylus und Spondeus dem Trochäus vorzuziehen sind, so ist auch hievon ein zureichender Grund aufzusuchen, und, wie mir's scheint, nicht schwer zu finden. Es bedarf keines feinen Gehörs um zu bemerken, daß der dreitheilige Takt, wenn seine zwei ersten Theile in eine Länge zusammengezogen werden, einen in hohem Grade matten und schleppenden Gang erhält, daß er dagegen, ununterbrochen dreitheilig, zu leicht und flüchtig wird. Durch eine Mischung beider Rhythmen, des zusammengezogenen und des unzusammengezogenen, wird daher sowohl das Schleppende als die zu große Flüchtigkeit vermieden werden, Kraft und Würde aber wird dadurch keinesweges gewonnen: diese muß der Spondeus geben, er, der seinen Takt nicht,
wie

wie der Trochäus, nur dürftig ausfüllt, sondern sich nur mit Mühe in den ihm angewiesenen engen Raum zusammendrängend, dem Ohre durch seinen Überfluß genügt, und dasselbe durch das Widerstreben seiner zweiten Länge, die der ersten nicht nachstehen will, angenehm täuscht, wie wenn hier keine Hebung und Senkung, wenigstens keine Länge und Kürze statt fände. Zur Bestätigung des Gesagten vergleiche man die trochäenreichen Hexameter Klopstocks und Göthes mit den spondeenreichen eines Vofs: dort herrscht schwache Behendigkeit, hier lauter Kraft und Fülle.

Demnach strebe unser Hexameter nach fließenden Daktylen und vollwichtigen Spondeen, ohne sich mäßige Einmischung kräftiger, d. h. klang- und bedeutungsvoller Trochäen zu versagen, sollte auch ihre Kürze nur aus einem stummen E, oder EN, ES, ET, und dgl. bestehen.

Aber warum verbannen wir aus unserm Hexameter den Trochäus nicht ganz, da ihm der Spondeus vorzuziehen ist, und das Griechische und Römische Vorbild dieses Verses den Trochäus nicht zuläßt?

Es läßt sich zwar antworten: Wenn unser Hexameter doch einmal der alte nicht ist, noch es jemals werden kann, wegen gänzlicher Verschiedenheit unserer und der alten Prosodie, so darf der Vorgang der Alten uns auch nicht zur Verwerfung des Trochäus bewegen, der bei uns nicht fehlerhaft ist, und zuweilen ausdrückvoller als der Spondeus sein kann. Allein man wird gestehen müssen, daß Fälle, wo Spondeen, Wortamphibrachen und andere den Alten erlaubte Mittel die Wirkung des Trochäus nicht errei-

reichen, zu den Seltenheiten gehören, die ja keine Regel bilden, sondern nur als Ausnahme zu betrachten sind.

Mit besserem Grunde wird geantwortet, daß dem Deutschen Hexameter, der dem alten an Mannigfaltigkeit so weit nachsteht, der Trochäus deshalb nicht zu versagen sei, damit wir diesen unerfreulichen Unterschied nicht durch vermehrte Einförmigkeit und zu sichtbare Anstrengung noch auffallender machen.

Der Hauptgrund aber ist der: Wir können in unsern Hexametern die Trochäen nicht entbehren. Einmal haben wir zu viele Kretische und andere eine einzelne Kürze einschließende Wortfüße und Wendungen, als daß wir ihnen gänzlich entsagen könnten. Wenn Apel verlangt, diese Schwierigkeiten müsse der Dichter durch Gewandtheit besiegen, und die Sache für abgethan hält mit der hinzugefügten Bemerkung, daß wir im Deutschen sehr vortreffliche Hexameter ohne Kretische Wortfüße haben, so läßt sich in der Kürze nicht viel mehr darauf erwidern, als daß man auch schon auf einer Geige gespielt hat, welcher eine der vier Saiten fehlte, und daß wir Gedichte ohne den Buchstaben R kennen. Eine eigentliche Widerlegung muß sich aus den nachfolgenden Betrachtungen ergeben. — Sodann ist in unserer Sprache der trochäische Rhythmus so vorherrschend, und der Spondeus, zumal der echte, gleichschwebende, so selten, daß die gänzliche Vermeidung des Trochäus den Dichter zum Musivarbeiter herabwürdigen und durch übermäßiges Kämpfen und Ringen mit der äußeren Gestaltung das Gelingen des Kunst-

Kunstwerkes verhindern würde. Apel belehrt uns freilich: „Dem wahren Genie und der Begeisterung ist eben die Schranke keine Hemmung.“ Wenn er aber auch noch lebte, würde man doch schwerlich mehr antworten wollen, als: er werde vermutlich wissen, daß dem Erdensohne manche Schranken durchaus unübersteiglich sind, und daß andere so überstiegen werden, wie man gewisse Prozesse gewinnt, indem man das Vielfache des Gewinnes verliert. Und hiemit glaub' ich Apels Metrik, als ein Werk das in vieler Spreu manch gutes Korn enthält, genugsam berücksichtigt zu haben, und komme nun zur genaueren Entwicklung des eben genannten Hauptgrundes.

Es ist bekannt, daß in der Deutschen Sprache, wenn man ihre einzelnen Wörter betrachtet, der trochäische und jambische Rhythmus vor jedem andern, selbst dem daktylischen, in hohem Grade vorherrschend ist. In der Regel sind, mit Ausnahme der einsylbigen, die übrigen unzusammengesetzten Wörter Trochäen, Jamben und Amphibrachen; die Zahl der Daktylen ist bei weitem geringer.

Von den Hauptwörtern gehört, wenn man die Einzelsylben, nämlich den Singular vieler weiblichen, den Nominativ des Singulars vieler männlichen und geschlechtlosen, und den Accusativ des Singulars bei einer noch geringeren Anzahl ausnimmt, fast alles übrige zum trochäischen Rhythmus. Zum trochäischen Rhythmus aber rechne ich hier und in ähnlichem Zusammenhange Trochäen, Jamben, Amphibrachen, Kretiker und Antispasten; Wortfüße, von denen die Kretiker im spondeischen Hexameter, die Antispasten überall im Hexameter keinen Platz finden.

Haupt-

Hauptwörter, wie Arbeit und Armuth sind Seltenheiten, und selbst ihre Endungen zählt Vofs nur zu den Mittelzeiten. Um wieviel weniger werden Hauptwörter, deren zweite Sylbe aus den Anhängeln heit, keit, sal, thum, nifs, in, ung, ling, schaft und dgl. besteht, als wahre Spondeen genügen, da diese Endsylben nur mit Mühe in die Hebung eines Spondeus treten? Man kann einwenden, dies werde sich ändern, sobald man, wie einige fordern, aufhören werde diese Sylben kurz zu brauchen. Wenn wir das aber auch zugestehn — wie wohl Göttin, Jüngling, Hoffnung und dgl. doch nie so gleichschwebend lauten werden als Unthat, Frohsinn und andere wahre Spondeen, die es denn doch noch immer nicht mit *μουσai*, *σπονδη*, *ἡνῶν* und ähnlichen Griechischen Spondeen aufnehmen, — was ist damit für den Deutschen Hexameter gewonnen, dem nun Bescheidenheit, Freudigkeit, Kaiserthum, Schäferin, Verschönerung, Eigenschaft, Sonderling und alle die Tausende von ähnlich endenden Wörtern, die so in die Reihe der Kretiker treten, entzogen werden? Und das ist noch nicht der einzige Verlust: auch auf die Eigenschaftswörter, die auf haft, sambar oder eine andere längere Mittelzeit mit vorhergehender Kürze enden, muß dann der spondeische Hexameter Verzicht leisten.

Mannigfaltiger sind die Eigenschaftswörter. Denn ein großer Theil derselben ist zwar einsylbig und mit angehängter Nachsylbe trochäisch. Viele, wie die auf el, en, er und ern, enden regelmäßig trochäisch; aber andere, wie die auf ig, igt,

igt, isch und lich, sind nicht bloß trochäisch, sondern auch daktylisch; und die, bei welchen auf die Stammsylbe ein bar, haft, sam folgt, sind schwache Spondeen, von denen eben das gilt, was oben von den ähnlichen Hauptwörtern gesagt worden. Geht diesen Endungen eine Kürze voran, so sind es schwache Kretiker, die man auch als Daktylen braucht, wie lügenhaft, tugendsam.

Von den einfachen Umstandswörtern gilt grösstentheils, was von den Eigenschaftswörtern gesagt ist, und selbst unter den gewöhnlichen Zusammensezungen werden sich wenig Spondeen oder ihnen nahe kommende Trochäen finden, ausser denen, die auf längst, lings, mal, mals, wärts und weis enden, wie vorlängst, blindlings, dreimal, jemals, seitwärts und kreuzweis. Denn Zusammensezungen, wie unfroh und schneeweifs, die eben so wohl Eigenschaftswörter als Umstandswörter sind, kommen hier nicht in Betracht.

Was die Zeitwörter betrifft, so werden sich unter den einfachen ebenfalls nur wenige Spondeen finden: die meisten sind trochäisch, viele daktylisch. Die zusammengesetzten bieten, gleich den Haupt- und Eigenschaftswörtern, manchen vollgültigen und durch keine Härte mißfallenden Spondeus dar, wie anbeten, beistehn, zusehn, umarbeiten, deren Zusammensezung so bequem, so alt und so gemein ist, daß man sie fast nicht mehr bemerkt. Nur Schade, daß das ZU vor den Infinitiven und die Vorsylbe GE in den Participen, desgleichen die Trennung so manchen Spondeus zerstört, wie in anzubeten, beizustehn, angebetet, beige-standen, wir beten an, ihr steht ihm bei.

Manche

Manche einen Spondeus enthaltende Zeitwörter müssen wegen ihrer antispastischen Gestalt verworfen werden, wie verabschieden, beurlauben und ähnliche, von denen höchstens die zweite und dritte Person im Singular der Gegenwart nebst dem Particip der Vergangenheit brauchbar sind. Denn wir sagen zwar: er veruntreut, aber nicht mehr: er bemitleidet. Endlich Wörter, wie beeinträchtigen, berücksichtigen und ähnliche, deren Anzahl, gleich ihrem Verluste, freilich nicht groß sein dürfte, entziehn sich auch dem trochäischen Hexameter.

Der Artikel bietet nur kurze Einzelsylben und Trochäen dar, wie

Die Personenwörter fastlange und andere mittelzeitige Einzelsylben, Trochäen und Daktylen.

Eben so gering ist die Ausbeute bei den Verhältnißwörtern, es sei denn, daß man von dis-seits, jenseits und unweit häufigen Gebrauch zu machen gedächte.

Nicht nur, gleichwie und deshalb abgerechnet, finden sich auch unter den Bindewörtern keine Spondeen, sondern höchstens Einzellängen, um hinter Jamben und vor einem Palimbacchius stehend Spondeen zu bilden.

Von den Empfindungswörtern endlich bleibt nur zu sagen, daß sie größtentheils Hauptwörter, einsylbig, und zuweilen nur mittelzeitig sind.

Sowohl diese flüchtige Wanderung durch das Gebiet der Redetheile unserer Muttersprache, als auch die Betrachtung hexametrischer Gedichte lehrt, daß wir unsere Spondeen der Zusammensetzung und der geschickten Stellung der Einzellängen und Jam-

ben verdanken; eine Armut an Mitteln, welche kein günstiges Ergebniss für den reinspondeischen Hexameter vorahnen läßt. Doch es ist besser die angefangene Untersuchung ohne alle Ahnungen fortzusetzen.

Die im spondeischen Hexameter anwendbaren Wortgestalten sind folgende siebenzehn:

1	—	Es
* 2	—	Gott
* 3	(u) u —	Geduld, Melodie
4	— u (u)	Freude, Freudige
5	(u) u — u (u)	Verkünder, Unermessliche
* 6	— —	Mainacht
7	(u) u — —	(der) Geburtstag
* 8	— — u (u)	Ankünden, Ankündigen
* 9	— u u —	Tugendgebot
* 10	(u) u — u u —	(von) dem Tugendgebot
11	— u u — u (u)	Tugendgebietend(e)
12	(u) u — u u — • (u)	(von) dem Tugendgebeten(den)
* 13	— — —	Uranfang
* 14	(u) u — — —	(in) dem Uranfang
15	— — — u (u)	Uranfänglich(e)
16	(u) u — — — u (u)	(in) dem Uranfänglich(en)
* 17	— — — —	Vorurtheilfrei.

Von diesen siebenzehn Wortfüßen sind der erste, vierte, fünfte, siebente, elfte, zwölfte, funfzehnte und sechzehnte unfähig Spondeen zu bilden, außer denen, die sie etwa schon in sich enthalten. Es bleiben also zu diesem Behufe noch die neun mit einem Sternchen bezeichneten Wortfüße übrig, aus denen sich folgende Zusammensezungen ergeben:

1, Mit dem zweiten Wortfusse (—): *)

1, — zu — gleich — —, Gott schuf.

2, — zu (u) u — gleich (u) u — —, (die) Geduld siegt.

3, — und — zu — — gleich — — —, Mut obsiegt schnell.

4, — zu — — (u) u — gleich — — — (u), fiel unselig(er),

5, — zu — u u — gleich — u u — —, Silbergesang tönt.

oder zu (u) u — u u — gleich (u) u — u u — —, (In) des
Tugendgebots Kraft.6, — zu — — — gleich — — —, unruhvoll schlägt,
oder: schlägt unruhvoll.oder zu (u) u — — — gleich (u) u — — —, (in) des
Urahnern Schloßs.7, — und — zu — — — — gleich — — — — —, ganz
vorurtheilfrei denkt,welcher dreifache Spondeus, wegen der Seltenheit
der Doppelspondeen und wegen der Schwerfälligkeit
beider, nur von höchst seltenem Gebrauche sein
kann, so daß noch längere Formen hier füglich un-
berücksichtigt bleiben.

2, Mit dem dritten Wortfusse (u —):

8, (u) u — zu — — u (u) gleich (u) u — — — u (u), (es) ent-
stürzt weißschäumende9, (u) u — zu — — — gleich (u) u — — — —, mit Verstand
aburteilt

3, Mit dem sechsten Wortfusse (— —):

Der Spondeus, da er genau einen Fuß im Hexa-
meter ausfüllt, kann durch Stellung zwar neue Er-
scheinungen hervorbringen, aber die Zahl der Spon-
deen*) Es geschieht abermals nur der Kürze wegen, wenn ich auch
Einzelsylben zu den Wortfüßen rechne.

deen natürlich nicht weiter vermehren. Im Pentameter aber wird er schicklich einen Molossus vor dem Einschnitte bilden helfen. Allein ich übergehe hier den Pentameter absichtlich, weil er von viel seltenerm Gebrauche ist als der Hexameter und überdies nur in seiner vorderen Hälfte den Spondeus zuläßt.

4, Mit dem achten Wortfusse (— — ∪ (∪):
10, —' — ∪ (∪) zu — ∪ ∪ — gleich —' ∪ ∪ —' —' ∪ (∪), Silber-
gesang hertönet(e),

oder zu (∪) ∪ — ∪ ∪ — gleich (∪) ∪ —' ∪ ∪ —' —' ∪ (∪),
(da) der Silbergesang hertönet(e).

11, — — ∪ (∪) zu — — — gleich —' —' —' —' ∪ (∪),
Nordsturmwind herbrauset(e),

oder zu (∪) ∪ — — — gleich (∪) ∪ —' —' —' —' ∪ (∪),
(da) der Nordsturmwind herbrauset(e).

5, Mit dem neunten und zehnten Wort-
fusse, [(∪ ∪) — ∪ ∪ —:]

12, (∪ ∪) — ∪ ∪ — zu — — — gleich (∪ ∪) —' ∪ ∪ —' —' —',
(da der) Kriegestumult landeinwärts.

6, Mit dem dreizehnten Wortfusse (— — —):

13, (∪ ∪) — — — zu — — — gleich (∪ ∪) —' —' —' —',
(da der) Volksaufruhr landeinwärts.

Nicht mehr als diese dreizehn spondeischen Verbindungsarten sind es also, worauf wir rechnen können, falls mir nicht eine oder die andre wider Wunsch und Willen entgangen ist. Dafs mehrere darunter nur seltene Anwendung finden können, versteht sich von selbst. In Wolfs Uebersetzung der ersten Horazischen Satire, welche 121 Verse enthält, finden sich, außer sechs Wortmolossen, worunter Mäcenias und Zuneigung, nur spondeische oder einzelne Spondeen bildende Wörter nebst solchen Spon-

Spondeen, die durch Stellung der Einzellänge und des Jambus hervorgebracht sind, also etwa die sieben bis neun gewöhnlichsten Verbindungsarten, während uns bei Horaz gleich V. 3 *Contentus vivat*, *laudet diversa* begegnet, V. 4 *O fortunati mercatores*, V. 12 *Solos felices viventis*, V. 24 *Percurram: quamquam ridentem dicere verum*, V. 27 *Sed tamen amoto quaeramus seria ludo*, V. 41 *Immensum te argenti*, V. 50 *Naturae finis viventi*, wenn man auch zahlreiche Zusammenstellungen von Wortmolossen mit spondeischen und jambischen Wörtern oder mit Einzellängen ganz übergeht. Und in allen diesen Stellen ist kein einziges seltenes oder hartzusammengesetztes Wort, da *contentus*, *diversa*, *percurram*, *quamquam*, *amoto* und *immensum* so gangbar sind, daß ihre Zusammensetzung kaum bemerkt wird, was sich von den in der Uebersetzung vorkommenden Wörtern: Blutsfreunde, Lastthier, Kaufmannsstand, Unmutswünsche, Anfangsgründe nicht rühmen läßt, obgleich sie, Unmutswünsche ausgenommen, sehr gangbar sind.

Man wird mir einwenden — und ich wende mir selber ein —, die Uebersetzung Horazischer Satiren müsse sich des Seltenen und Gesuchten, also auch der Wortmolosse und ähnlicher Wortfüße, enthalten. Freilich. Doch wird eben durch diesen Einwand auch eingestanden, daß unsre Sprache an prosodischer Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Römerin eben so weit und weiter nachstehe, als diese der Griechin. Sei dem, wie ihm wolle! billig bleiben wir bei Uebersetzungen nicht stehn, sondern wenden uns zu ursprünglich Deutschen Werken. Ich gehe
zu-

zuvörderst aus der neuesten Ausgabe der Vossischen Luise vom Jahre 1812 die auch in metrischer Hinsicht unvergleichliche Stelle des zweiten Gesanges der dritten Idylle von V. 480 bis V. 553 durch, um mich dann zur Schlegelschen Elegie Rom zu wenden. Die Verse aus der Luise enthalten eine höchst malerische Darstellung der Musik, welche am Hochzeitabend bei dem Pfarrer aufgeführt wird, nebst einem Worte des Pfarrers über Musik. Sie bieten reichliche Gelegenheit zu metrischen Schönheiten dar, und diese Gelegenheit ist von einem Vofs benutzt worden. Gleichwohl finden sich auch hier fast nur die eben angedeuteten spondeischen Füße und Verbindungen. Nur V. 491, 510, 513 und 520 bis 525 lesen wir:!

Halleten unter dem Stimmengeräusch Wohllaute des
Waldborns —

Morgenstern' anhüben das Dreimalheilig im Chor-
psalm —

Dreimalheilig! empor, dreimal hoch heilig! dem Urlicht —
Vielgewandt, tiefströmend ergofs sich der lebende
Wohllaut,

Donnerte bald graunhaft, wie gestadanklimmende
Brandung

Braust im Orkan, wann krachen die Kiel', und strandender
Männer

Nothschuß halt, und Geschrei in den Wogentumult
fern hinstirbt;

Bald, wie gezwängt Bergflut im Geklüft weint, (weinte der
Tonfall

Unruhvoll, langsam Miskläng' auflösend in Ein-
klang.

Und selbst hier ist die wunderbare Wirkung weniger durch schwersylbige Wortkolosse als durch Häufung der Spondeen und widerstrebende Anordnung der
Wort-

Wort- und Vers-Hebungen und Senkungen hervor-
gebracht worden. Zum Überflusse gehe ich noch
die 200 ersten Verse der Luise durch, ohne mehr
als zwei seltnere Verbindungen (V. 3 und V. 164)
anzutreffen:

Schattend der Mittagsstub', hinsäuselten über das
Moosdach —

Wahrlich, der Knabe bemerkt, unaufmerksam wie er
scheinet —

Betrachten wir dagegen eine Idylle Virgils, etwa
die Iachte, so finden wir in 109 Versen folgende
Wendungen: *Pastorum Musam Damonis. —*
Certantes quorum. — Damonis Musam di-
cemus. — Inter victrices. — Indigno Niso
deceptus. — Profeci extrema. — Crudelis
mater. — Ferunt quercus narcisso. — Cor-
ticibus sudent electra. — Orpheus in sil-
vis, inter delphinas. — In pratiscantando. —
Circumdo, terque hanc altaria. — Atque
altos quaerendo. — Has herbas atque haec
Ponto. — Dedit Moeris; nascuntur plurima.

In A. W. Schlegels Elegie Rom, welche auf
300 Verse zählt, findet sich auch nicht eine seltnere
spondeische Verbindung, wenn man nicht

Und in den Wolken des Dampfs aufstieg Frohlocken
und Wehruf —

als eine solche ansehen will; denn den spondeischen
Gang in den Versen

Herr dein selbst sein, gilts, oder von allen der Sklav —

Doch diess Nichts schwellt an zum Giganten die rasende
Willkühr —

wird man schwerlich nachahmungswerth finden. Ver-
gleichen wir hiemit die erste beste Elegie Ovids!
Die sechzehnte des zweiten Buches: *Pars me Sul-*
mo

mo u. s. w. bietet sich mir beim Aufschlagen zuerst dar: sie zählt 52 Verse, und in diesen begegnen wir folgenden spondeischen Wendungen: *Admoto tellurem sidere. — Pererrantur Peligna. — Resurgentes rivis labentibus. — In longas orbem qui. — Quodsi Neptunum ventoso. — Et subventuros. — In rivos parentem rusticus.*

Überall findet sich im Griechischen und Römischen Hexameter der Molossus, dessen Gewicht und Würde, zumal wenn ihm ein Wortspondeus zugesellt wird, ganz unverkennbar ist. Die erste Horazische Satire zählt in den 50 ersten Versen der Urschrift zwei Doppelspondeen, einen vierten Epitrit und acht und zwanzig Molosse: in der Übersetzung nur einen vierten Epitrit und vier Molosse, wobei Mäcenäs großmütig als ein solcher mitgerechnet ist; Vossens Luise bietet in den 50 ersten Versen zwei Molosse und einen Spondeodaktylus (wohlansehnlicher), Virgils achte Ekloge in den 50 ersten Versen vierzehn Molosse, einen ersten Epitrit und zwei vierte Epitrite: Schlegels Rom (abermals in den 50 ersten Versen) zwei Molosse, einen vierten Epitrit, wenn man Pallanteum's dafür nehmen will, und einen Spondeodaktylus (flammaushauchenden), die eben angeführte Elegie Ovids dagegen in gleicher Verszahl funfzehn Molosse, vier erste Epitrite und einen Doppelspondeus.

Die beiden alten Sprachen besitzen also vermöge ihrer prosodischen Eigenthümlichkeit eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in spondeischen Fügungen, als die Deutsche, und bedienen sich derselben
ohne

ohne alle Schwierigkeit, während die unsrige in steter Gefahr schwebt, durch gehäufte Einzellängen und zusammengesetzte Wörter das Ohr des Gebildeten zu beleidigen. Ich sagte: die beiden alten Sprachen, und daher ist es vielleicht nicht überflüssig, den Anfänger an Homers *πολλας δ' ἰφθιμους ψυχας*, — *ἥρωων, αυτους*, — *οιωνοισι*, — *διαστητην*, — *οὐνεκα τον Χρυσην ητιμησ' αρητηρα* u. s. w. zu erinnern.

Schon aus den bisher angestellten Untersuchungen und Vergleichen steht zu erwarten, daß der Deutsche Hexameter sich des Spondeus weit seltener bedienen werde, als der Griechische und Römische. Um aber dies gegenseitige Verhältniß bestimmter zu erfahren, stelle ich abermals eine Zählung an, nämlich der Spondeen in den fünfzig ersten Füßen Griechischer, Römischer und Deutscher Hexameter, mit Übergehung des sechsten Fusses, der auch den Trochäus zuläßt.

In den ersten fünfzig Versen der Iliade finden sich demnach 74 Spondeen *), der Odyssee 64, des Orphischen Gedichtes von den Steinen 67, der angeführ-

*) Sollten diese Angaben um einen oder ein Paar Spondeen zu groß oder zu klein sein, so wolle man diesen und andere, gewiß zahlreiche Mängel des Aufsazes entschuldigen. Ich schreibe ihn während einer Badekur am Strande der Ostsee, wo es nicht nur an Nahrung für den Leib, sondern auch, und zwar in viel höherem Grade, an Nahrung für den Geist gebricht. Unter den wenigen mitgenommenen Büchern, die überhaupt mehr eine allgemeine Unterhaltung bezwecken, woran auch das andere Geschlecht Theil nehmen könne, als die einspännige, meistens stumme, befindet sich kein Homer, und ich bin daher genö-

führten Horazischen Satire 123, der achten Ekloge Virgils 94, der Pharsalia Lukans 112, der übersezten Horazischen Satire 80, wobei mehrere Trochäen als Spondeen mitgezählt, und nur drei, anders, hundert, Schultern sind verworfen worden; in den funfzig ersten Hexametern der Elegie Rom 52, wobei sich ebenfalls ein und der andre Trochäus den Spondeen beigesellt hat, und in den funfzig ersten Versen der Falbischen Übersetzung der Pharsalia 62.

Es enthalten also
 die 150 Griechischen Hexameter 205 Spondeen,
 die 150 Lateinischen Hexameter 329 Spondeen,
 die 150 Deutschen Hexameter 194 Spondeen. *)

Es versteht sich, daß dies Verhältniß dem Deutschen, weder dem Dichter, noch dem Übersezer, im mindesten zum Vorwurf gereichen kann. — Aufgesucht wurde es, um darzuthun, daß die Deutsche Sprache, bei ihrer Schwerfälligkeit und Einförmigkeit im Gebrauch der Spondeen, auch noch arm an langen Sylben ist, und die Häufung derselben meistens nur mit Aufopferung des Wohlklanges und der rhythmischen

thigt mich dem lecken Fahrzeuge meines Gedächtnisses anzuvertrauen. Aus gleichem Grunde und keinesweges absichtlich ist das Orphische Gedicht zur Zählung und Vergleichung zugelassen worden.

*) Es wird nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß die außerordentliche Kunst und Mühe, mit welcher der Übersezer der Horazischen Satire nach Spondeen strebt, bei weitem das meiste gethan hat, diese 194 Spondeen zu liefern, und daß sich bei Musterung andrer spondeischer Hexameter schwerlich eine so große Anzahl finden wird.

mischen Falschheit und Glätte, ja wohl gar mit Aufopferung des richtigen, verständlichen und poetischen Ausdrucks zu gewinnen vermag.

Aber vielleicht ersetzt die Deutsche Sprache den Mangel an spondeischen Wortfüßen wenigstens durch Mannigfaltigkeit der übrigen. Denn obgleich sie einen Wettstreit mit der an Schätzen dieser Art ganz unerschöpflichen Griechischen gern ablehnt, so wird sie sich doch allenfalls entschliessen, mit der fest auftretenden Römischen zum Wettlauf in die Schranken zu treten. Sie sehe sich vor. Die Römerin gebietet nicht nur über schwerwandelnde Spondeen, Molosse und Doppelspondeen, sondern ihr dienen auch eben so große Schaaren gelassener Trochäen durch alle Redetheile, lebendige Daktylen in allen deklinirbaren und konjugirbaren Redetheilen, tanzende Choriamben im Hauptwort, Eigenschaftswort und Zeitwort, mutige Jamben in allen Theilen ihres Gebiets, heftige Anapästen in Haupt- Eigenschafts- und Zeitwörtern, und endlich zephyrleichte Pyrrhichien, soviel sie deren begehrt. Indem sie also den kraftlosen Troß unserer Amphibrachen verachtet, und uns die Heereshaufen unserer Trochäen, Daktylen und Jamben nicht zu beneiden braucht, darf sie sich auch hier eines großen Vorzuges rühmen. Er besteht in den Anapästen und Pyrrhichien, von welchen Wortfüßen wir jenen nur auf einem sehr einförmigen Wege gewinnen, nämlich dadurch, daß wir den Jamben, Amphibrachen, zweiten Päonen und einigen seltenern Füßen eine Einzelkürze, z. B. den Artikel oder eine Präposition vorsezen, während wir auf Pyrrhichien ganz Verzicht leisten müssen; — denn einer, eine, einen, eines, oder, unter u. dgl.

als

als Pyrrhichien zu brauchen, wie Einige vorgeschlagen haben, dazu wird sich weder ein feineres Ohr entschließen können, noch gestattet die eigenthümliche Unbestimmtheit unserer Prosodie willkührliche Vermehrung ihrer Unsicherheit, wie sie in diesem Falle doch unvermeidlich wäre, da einer, oder, unter und ähnliche Wörter ihrem Rechte als Trochäen doch nicht völlig entsagen könnten.

Noch dürfen einige andre Vorzüge der Lateinischen Prosodie hier nicht übergangen werden.

Den ersten gewährt ihr der Umstand, daß der Römer seine deklinir- und konjugirbaren Wörter nicht bloß verlängert, wie wir, sondern daß er auch statt der kurzen Endsylben lange und so umgekehrt setzt: wie er z. B. aus de^us — de^o und de^orum macht, aus ani^a — ani^as und ani^ab^us, aus bo^vis — bo^s, bo^ves, bo^bu^s, bu^cu^lu^s, bo^vil^lus, aus le^o le^onⁱs, le^on^es, le^onⁱb^us, le^onⁱn^us u. s. w. Viele Zeitwörter werden die Reihe der zwei- drei- und viersylbigen Wortfüße fast ohne Ausnahme darstellen können. Wählen wir einmal das Zeitwort lego zum Versuche.

o leg(o Horatium)

— leg(i Horatium).

o o legit (praes.)

— o legit (perf.)

— — legi (perf)?

o — legunt.

o o o legere.

— o o legimus (perf.)

o — o legemus.

o	o	—	legerent.
—	—	o	legistis.
—	o	—	legerant.
o	—	—	legentes.
—	—	—	legerunt.
o	o	o	legiminor.
—	o	o	legerimus.
o	—	o	legentibus.
o	o	—	legerentur.
o	o	o	legimini.
—	—	o	(lectoribus, lectissimus.)
o	—	—	legebantur.
o	o	—	legerentur (scriptores.)
—	o	—	legeramus.
o	—	o	legentibus (nobis.)
—	o	o	legerimus (nos.)
—	—	—	legissemus.
—	—	o	(lectissimi.)
—	o	—	legeramus (nos)
o	—	—	legebantur (scriptores).
—	—	—	lectorum (fratrum).

Und was bieten wir nun unserm Verskünstler?
 Las (—), Lesen (o), Lesende (— o o), er liest
 (o —), gelesen (o — o), gelesenes (o — o o),
 das Geles' (o o —), das Gelesne (o o — o),
 das Gelesene (o o — o o) d. h. noch kein
 Drittel des römischen Reichthums und kleinen Trost
 für den spondeischen Hexameter.

Den andern prosodischen Vorzug der Lateini-
 schen Sprache vor der unsrigen sehe ich in die Ver-
 längerung der kurzen Endsylben durch einen oder
 zwei nachfolgende Konsonanten, und in die Weg-
 werfung der aus Vokalen oder Diphthongen beste-
 henden

henden oder mit M endenden Schlußsyllben vermöge eines nachfolgenden Vokales oder Diphthonges.

Als ein dritter Vorzug ist unfehlbar die große Freiheit in der Wortstellung anzusehn, worauf wir Deutschen aus Mangel an durchgehenden Unterschieden der Kasusendungen verzichten müssen.

Und als ein vierter die, wenn gleich nicht unbeschränkte, Freiheit die Wortsenkungen in die Vershebungen und die Worthebungen in die Versenkungen zu stellen, ein Vorthail, von welchem weite unten ausführlicher die Rede sein wird.

Allen diesen Vorzügen nun, — dem Reichthum an ungezwungenen spondeischen, molossichen und andern schwersylbigen Wörtern, an Pyrrhichien, Anapästien und den übrigen Wortfüßen, die mit zwei Kürzen anfangen, der leichten Verwandlung deklinir- und konjugirbarer Wörter in die verschiedensten prosodischen Gestalten, der Bequemlichkeit, viele Endsylben ausstoßen und fast jede Schlußkürze verlängern zu können, und endlich der eben erwähnten freien Wortstellung und der wenig beschränkten Tonstellung — was können wir so vielen und großen Vorzügen entgegensetzen? Ich weiß nichts, als die Leichtigkeit, womit wir durch Zusammensetzung neue Wörter schaffen: ein Vorthail, der uns jedoch meistens nur da zu statten kommt, wo der Ausdruck durch Erhebung über das Gewöhnliche die Vertauschung üblicher Wörter gegen neugeschaffene rechtfertigt, wenig dagegen bei der Übersezung Horazischer Satiren und Briefe, wie bei dergleichen Werken einiger Erfindung.

Die Bequemlichkeit unserer Mittelzeiten darf ich deshalb nicht anführen, weil sie andererseits auch manche Nachtheile haben, und besonders weil der
Rö-

Römer ja ebenfalls eine Menge *ancipites* besitzt, theils in den kurzen Vckalen mit nachfolgender *muta cum liquida*, theils in dem O der Endsylbe des Nominativs und der Zeitwörter, und endlich vermöge der Stellung kurzer Endsylben vor ein mit einem Vokale oder mit einem der zwei Konsonanten anfangendes Wort. Ja die Römische durch *muta cum liquida* bewirkte *anceps* hat sogar den Vorzug, daß sie auch am Anfange und in der Mitte der Wörter statt findet, wie in *patris*, *palpebrae* u. s. w., während die Deutschen Mittelzeiten nur einsylbige Wörter und Endsylben zu sein pflegen.

Wagten es nun die Römischen Dichter im Besitze einer zur Verskunst höchst bequemen Sprache dennoch kaum die kunstreicheren Versarten der Griechen zu berühren, und ist dagegen der Deutsche Hexameter Schwierigkeiten unterworfen, denen er sich selbst dann nur einigermaßen entzieht, wenn er sich zahlreiche Daktylen und mit Maß und Vorsicht eingemischte Trochäen erlaubt, so weiß ich nicht, was uns auch nur zu der kleinsten Hoffnung berechtigen könnte, er werde es dereinst noch ohne Trochäen mit dem Griechischen und Römischen Hexameter aufnehmen. Unfehlbar müßte uns doch der daktylenreiche Hexameter mit weiblichem Einschnitte, wie ihn die späteren Griechen seit Nonnos gestalteten, der bei weitem leichtere sein. Allein man vergleiche nur Herrn Fr. Gräfe's oben angeführte Übersetzung von des Nonnos Hymnos und Nikäa mit der gegenüberstehenden Urschrift, und man wird der Gelehrsamkeit, Gewandheit und angestregten Sorgfalt des Übersetzers zum Troze einen Abstich, wie zwischen Tag und Nacht, nicht leugnen können.

nen. Doch es ist wohl der Mühe werth ihn selber hierüber zu hören. „Diesen“ (des Nonnos), „leichten und schwebenden Rhythmus,“ sagt er S. 41, „auf dem die gewaltigen Worte zu tanzen scheinen, bei vollkommener Treue in Bildern und Ausdrücken im Deutschen wiederzugeben, halte ich bei meiner Kenntniß oder Unkenntniß beider Sprachen für unmöglich; und ich bekenne, daß ich gerade diesen Rhythmus, vielleicht die größte Grazie des Nonnos, am ersten der übrigen Treue mit Wissen und Willen aufgeopfert habe, — weil mir bei der Unbestimmtheit und Unbeholfenheit unserer Metrik hier ja doch nicht viel zu erreichen schien. Daher wird man freilich die Spondeen nicht so selten finden, als im Griechischen, die weiblichen Cäsuren nicht so häufig; in vielen Versen des Nonnos einzig; auch nicht so oft den bukolischen Rhythmus im vierten Fulse. Man wird vielmehr in diesem Fulse sogar die im Nonnos nie vorkommende weibliche Cäsur mehrmals antreffen, weil die Eigenthümlichkeit der Deutschen Sprache gegen die Griechische dies, so wie manche Abtheilungen, nicht nur zu entschuldigen, sondern nothwendig zu machen scheint.“

Das ist allerdings eine große Unbeholfenheit, wenn unsere an Spondeen so arme Sprache, da, wo es gilt den Spondeen aus dem Wege zu gehen, auf einmal ihrer zuviel hat, und wenn sie, die an Trochäen und Amphibrachen zu weiblichen Einschnitten leider allzu reich ist, da, wo es darauf ankommt ihren Reichthum anzuwenden, sich, gleich der Bettlerin, für zahlungsunfähig erklären muß. Sind das nicht Schätze im Monde, wobei man auf Erden verhungern kann?

kann? Und eine solche der Deutschen Sprache vermöge ihrer „Eigenthümlichkeit“ anhaftende „Unbehüllichkeit“, die so manche Abweichung vom Griechischen Rhythmus „nicht nur entschuldigt, sondern nothwendig macht“, sollte einen vorsichtigen Gebrauch des Trochäus nicht entschuldigen, oder vielmehr nothwendig machen? Man glaube aber nicht, daß Herr Gräfe der einzige ist, dem der Deutsche Hexameter kein so leichtes Ding zu sein scheint. Selbst Wolf schreibt in einer Anmerkung zu V. 103 der ersten Horazischen Satire:

— — — — — Du suchst, was mit feindlicher Stirn sich
Streitet, zusammen zu paaren. Ich wollte ja nicht dir verbieten.

„Dieser Vers hat ein paarmal schwächliche Rhythmen, die eines der wenigen im Deutschen erlaubten Mittel sind, den sermo pedester nachzubilden, da andere Mittel, die der Römische Dichter sich geflissentlich erlaubt, unserer Sprache weniger zu Gebot stehen. Wer solche Verse auf den handwerksmäßigen Amboss legen und umhämmern will, muß sich vorsehn, daß er nicht von anderer Seite dem Leser schlimmere Unlust erzeuge.“

Aus solchem Munde das Geständniß erregter Unlust und des Unvermögens ihr vorzubeugen, wenn nicht schlimmere Unlust solle erregt werden! — man sollte glauben, es genüge auf immer, uns vom spondeischen Hexameter abzuschrecken. Was aber die Bemerkung anlangt, daß schwächliche Rhythmen erlaubt sein, um den Ton der Prosa nachzubilden, so sei mir vergönnt, einen bescheidenen Zweifel, ob dem wirklich so sei, nicht zu unterdrücken. Sind doch die schwächlichen Rhythmen auch in Prosa weder angenehm noch nothwendig, und sollten billig

mehr, als bis jetzt, vermieden werden. Statt ihrer würde sich dem zur Prosa hinneigenden Hexameter vielleicht mit besserem Grunde ein freierer Gebrauch des Trochäus empfehlen.

In einer andern Anmerkung, zu V. 110, heißt es: „Dergleichen gedehnte Endungen“ — wie in trägt — „die in Prosa meistens mißfallen und in Versen unerfreulich werden, darf doch niemand der Sprache überhaupt verbieten wollen. Sie waren ehemals viel häufiger, und müssen es sofort in gewissen Versarten bleiben, deren wir ohne sie uns vollends berauben würden.“

Auch Herr Falbe in einer noch anzuführenden Stelle verhehlt die Schwierigkeiten des spondeischen Hexameters nicht, wenn er von einem Ringen nach Spondeen spricht, statt der Tausende von Versen nur Hunderte verlangt, und die Sache für nichts Unmögliches hält.

Soviel, um die unübersteiglichen Schwierigkeiten des echtspodeischen Hexameters im Deutschen und die Nothwendigkeit nachzuweisen, welche uns zwischen dem spondeischen und dem trochäischen Hexameter keine Wahl gestattet. Unter echtspodeischen Hexametern verstehe ich aber die, welche sich sowohl an Anzahl als an Beschaffenheit der Spondeen dem Griechischen und Römischen Hexameter nähern, was bei den bis jetzt unter uns erschienenen spondeischen Hexametern keinesweges der Fall ist. Viele Füße z. B., welche in diesen Hexametern für Spondeen gegeben werden, sind nur Trochäen, und wohl gar nur schwache Trochäen.

Dies führt auf die Frage: Was ist denn im Deutschen für ein Unterschied zwischen Spondeen und

und Trochäen? — Der gewichtvolle Deutsche Trochäus — und das ist nicht bloß der mit einer guten Mittelzeit oder einer rauhen Kürze schließende, wie standhaft und Hoffnung, wie plauderst und schwindelt's, sondern jeder mit einer nachdrucksfähigen Länge, wie sie das Haupt-Eigenschafts- und Zeitwort darbietet — jeder vollwichtige Trochäus nun kann seine Länge über zwei und bis zu drei Zeiten ausdehnen, also mit hinzugerechneter Kürze, gleich dem Spondeus, einen Takt von drei ja von vier Zeiten ausfüllen, worauf es doch vorzüglich ankommt. Erlaubt man sich doch — und ich denke, mit Recht — am Anfange des Hexameters, und mit Vorsicht auch an anderen Stellen sogar den Jambus mit nachdrücklicher Länge und nicht zu unbedeutender Kürze, und verwandelt mithin den sinkenden Fuß in einen steigenden, wodurch nicht nur scheinbar dem vollen Zeitmaße ein Theil entzogen, sondern, was viel unstatthafter zu sein scheint, sogar die dem Fuße gebührende Betonung mit der entgegengesetzten vertauscht wird. Nach meinen Gefühle gehören Hexameter, wie folgende aus Vossens Luise, zu den unverwerflichen:

Mit lehrreichem Gespräch zu erfreun, und mancher
Erzählung. —

Von Buchweizen umblüht, im Gesum' eintragender
Bienen. —

In wetteifernder Hast, und oft mit den schöneren prahlend. —

Zum einträchtigen Tanz', und hörten sie rauschen harmonisch.

Wie schwächlich klingen dagegen die sein sollenden Spondeen, womit folgende Verse in der Übersetzung des Nonnischen Bruchstücks beginnen:

Ein beglücket Geschloß, o Jungfrau, schwingest du:
deine. —

Mit verschonenden Klauen der hochaufliegende Zeus trug.
Um den Bogen gefüget, und um das ersehnete Pfeilrohr. —
Und es weinte die Stärke, und seufzten bekümmert die
Rinder.

Die eigenthümliche Aussprache des Deutschen, vermöge deren er einerseits lange Sylben ausdehnt, und, wo er das nicht kann, heftig heraustöfst, um so durch Nachdruck den Mangel an Dehnung zu ersetzen, andererseits aber kurze Sylben fast bis zur Unvernehmbarkeit vernachlässigt, gestattet es auf keine Weise, Kürzen um gehäufte Konsonanten willen als Längen anzusehn. Tadle man also immerhin unsere Sprache, falls sie's verdient, und schärfe sein Gehör, um Härten zu vermeiden; nur wolle man die Bedeutsamkeit als unsere prosodische Gesetzgeberin nicht verkennen, und ihr fremde Geseze aufdrängen.

Eine andere Eigenthümlichkeit unserer Sprache, vermöge deren sie keine so strenge Scheidung der Spondeen und Trochäen gestattet, als sie das Alterthum kennt, ist das eben erwähnte prosodische Grundgesez, wonach das Bedeutende betont wird, und die Betonung Länge giebt, so daß wir nicht jede Länge beliebig in die Vershebungen und Verssenkungen setzen dürfen, wie der Grieche und mit einiger Einschränkung auch der Römer. Hier sind ein Paar Beispiele aus Homers Iliade (Ges. 19 V. 252 und 298):

Ἀτρεΐδης δὲ ἐρυσσάμενος χεῖρεσσι μάχαιραν —
Κουριδίην ἄλοχον θήσιν, ἄξειν τ' ἐνὶ νηυσίν.

und

und einige aus dem Anfange von Virgils Landbau:

Quid faciát laetás segetés, quo sidere terram. —

Cháoniám pinguí glandém mutavit arista —

Ter centúm niveí tondént dumeta juvenci —

in welchen drei Versen die Vershebung immer dreimal, im zweiten sogar viermal *) hintereinander in unbetonte Sylben fällt. Selbst Horaz in seinen Satiren, die sich der Prosa so sehr nähern, und daher die Vereinigung des Worttons mit den Vershebungen in höherem Grade zu verlangen scheinen, schreibt doch gleich in der ersten:

Cóntentús vivát, laudét diversa sequentis? —

O, fortunátí mercátorés! gravis armis. —

Agricolám laudát iuris legumque peritus.

Wenn es daher V. 28 heißt:

Ille gravém duró terrám qui vertit aratro,

so ist es zweifelhaft, ob Horaz hier an eine Malerei der Mühseligkeit gedacht hat, während die Übersetzung:

Er, des Pflug mühsam umkehrt schwerscholliges Erdreich, durch die Stellung tieftöniger Längen in die Vershebungen und hochtöniger in die Verssenkungen in hohem Grade malerisch wird.

Völlig gleichschwebende Spondeen werden wir kaum anders als durch zusammengestellte Einzelängen erreichen können: Mann, Weib, — grün, roth; denn der gewichtvollste Wortspendeus, Hauskaufs,

*) Ob der erste Accent in Cháoniám den Römern gezwungen geschienen, kann man bezweifeln, Sie sprachen Cháones, und so sprachen sie vielleicht Cháōniam mit doppeltem Accent, wenn gleich in den alten Sprachlehren von dem ersteren wenig oder nichts vorkommen mag. Eben das läßt sich bei Agricola und andern längeren Wörtern, besonders bei den zusammengesetzten, fragen.

kaufs, Mondglanz, Braunkohls, hat doch immer etwas Trochäisches an sich *), wie auch unsre Daktylen durchaus nicht schweben, sondern bergab eilen, wenn sie nicht durch Mittelzeiten gehemmt werden. Wäre es sonst auch wohl begreiflich, wie unsere Vorfahren, ja so manche der Mitlebenden, selbst unter unsern Dichtern, in den gewichtvollsten Deutschen Spondeen, Kretikern und Molossen nur Trochäen und Daktylen hören, so daß ihnen, etwas Rauheit abgerechnet, Großherr wie groß erklingt, Krankenbett wie kränkeltet, und Kaufmannsstand wie kaufenden?

Bietet man uns nun vollends statt echter Spondeen nur kräftige Trochäen, die man für Spondeen ausgiebt, so häuft man auf die Kunst Deutsche Hexameter zu verfertigen, ohne diesen Vers dem Griechischen und Römischen Muster sonderlich zu nähern, nur neue Schwierigkeiten, die den Fortschritten Deutscher Dichtung nicht anders als nachtheilig sein können. Hier sind Hexameter, die für spondeische ausgegeben werden: *)

Mavors

*) Von den Wortspendeen der Alten wird dies niemand behaupten können, da bei ihnen Wortton nicht Länge giebt, ja nicht einmal mit Länge verbunden zu sein braucht, und der Griechische Vers, wie eben gezeigt worden, sich gar nicht, der Römische nur einigermaßen um den Wortton kümmert.

*) Von den neun folgenden Versen sind die drei ersten aus Schlegels Elegie Rom, die nächsten drei aus der von Wolf übersezten ersten Satire des Horaz, und die drei letzten aus Falbes Übersezung der Pharsalia entnommen. Die neun diesen entgegengesetzten trochäischen Hexameter befinden sich unter den 48 ersten der

Mavors muß erst liebend entglühn, die Vestale gebären. —
 Zum Schauspieler erniedriget, kämpft unwillig der Thiere
 König. —

Doch dieß Nichts schwellt an zum Giganten die rasende Will-
 kühr. —

Wie Mäcenae, kommt es, daß niemand, was für ein Loos
 auch. —

Darf dich's wundern, wenn keiner, da alles dem Gelde dir
 nachsteht. —

Jenseit, disseit deren das Recht uns nimmer bestehn kann. —
 Welch ein Wahnsinn, Bürger, wie groß ist die Frechheit der
 Schwerter! —

Ach wie viel doch konnte des Meers und der Länder die
 Rechte. —

Ringsher viel Waldung sich hebt aus dem kräftigen Stamme. —
 Der letzte Vers soll vielleicht malen, aber dann ist
 die Malerei wenigstens nicht gelungen.

Hier sind auch neun trochäische Hexameter:

Die von gelblicher Blüte verschönt, voll Bienengesurres. —
 Hielt der redliche Pfarrer von Grünau heiter ein Gastmal. —
 Aber Mama, sanft lächelnd der wohl bekannten Erzählung. —
 Weil die Sonne so brennt, in der Geisblattlaub' an dem Bache. —
 Hold erstaunte der Red' und sprach das rosige Mägdlein. —
 Viel zu streng, und zumal mit der Lilien und der Reseda. —
 Lieb-

Vossischen Luise Da übrigens nur meine Freunde
 wissen, wie große Verbindlichkeiten ich meinem unver-
 gesslichen Lehrer Wolf habe, und wie sehr ich mit ganz
 Deutschland Männer, wie Voss und Schlegel, bewun-
 dre und hochachte, endlich, daß Hr. Falbe mich auch nicht
 auf die entfernteste Weise veranlaßt hat, etwas zu schreiben,
 das ihm unangenehm sein könnte, so ist es vielleicht
 nicht überflüssig zu bemerken, daß meine in diesen Blät-
 tern gefällten Urtheile ohne alle Rücksicht auf Personen
 und Partheien, zu deren keiner ich gehöre, einzig aus
 reinem Eifer einen noch dunkelen Punkt der Verskunst
 zu erleuchten, entsprungen sind.

Lieblieh scheint ja die Sonn', und am waldigen Ufer ist
Kühlung. —

Dieses gesagt, entblößte der redliche Vater die Scheitel,
Glänzend kahl und umringt von schneeweiss prangendem Haare.

Ich habe diese letzteren neun Verse nicht mühsam gesucht, sondern sie genommen, wie sie sich mir bei Voss zuerst darboten, und doch zweifle ich nicht an ihrem Vorzuge vor jenen spondeischen.

Aber vielleicht wird Manchem meine ganze Abhandlung überflüssig oder doch kleinlich, und mehr Namen als Sache zu betreffen scheinen. Warum, höre ich einwenden, warum verlangst du im spondeischen Hexameter nur vollwichtige Spondeen, da wir so arm daran sind? warum begnügst du dich nicht mit jenen erträglichen Spondeen, die du Trochäen zu nennen beliebst, sondern verwirfst den spondeischen Hexameter lieber ganz? und willst du denn der Kunst des Lesers und Vorlesers nichts überlassen? — Ich antworte: der Kunst des Lesers mutet auch der trochäische Hexameter schon so viel feines Gehör, Aufmerksamkeit und Gewandheit des Vortrags zu, daß zu wünschen wäre, man könnte auch diesen herkömmlichen Hexameter der gemeinen Falschlichkeit um ein bedeutendes näher bringen. Wie mancher erträgliche Vorleser, der über die stillen Gewässer der vaterländischen Verskunst gemächlich dahinrudert, leider doch Schiffbruch, sobald er nur das an Klippen, Untiefen, Strudeln und Stürmen so reiche Meer der antiken Metrik zu beschiffen versucht! — Ich antworte weiter: Den spondeischen Hexameter verwerfe ich, wenn seine Spondeen zahlreich und gewichtvoll sein sollen, weil er dann fast unmöglich ist; und ich ziehe ihm den trochäischen
(unter

(unter der Voraussetzung eines mäßigen Gebrauches der Trochäen) vor, wenn er nur wenige Spondeen, und unter diesen oft gewichtlose, aufnimmt, weil dadurch ohne sonderlichen Gewinn dem Dichter und Übersetzer die Schwierigkeiten bedeutend vermehrt werden. Ist aber der Unterschied zwischen dem guten trochäischen Hexameter und dem schwächlichen spondeischen nicht für den Leser, sondern nur für den Verfertiger bedeutend, so wolle man den scheinbaren Wortstreit nicht mir zur Last legen, der ich das Herkömmliche vertheidige, sondern denen, welche so ernstlich auf Neuerungen dringen, und ihre Meinung fast nur aus ungenügenden Prüblein errathen lassen.

Dies alles führt uns auf die neue Frage: Was verstehen die Freunde des spondeischen Hexameters unter Spondeen? Da sie mit einander, vielleicht auch mit sich selber, hierüber nicht einig sind, so dürfte die Antwort nicht so ganz leicht sein. Darin stimmen sie zuvörderst alle überein, daß Sylben, in welchen auf das sogenannte stumme E ein L, N, S, T, oder nichts folgt, nicht lang, Engel, Leben, manches, schwindet mithin keine Spondeen sein. Das R, obgleich ich keine Äußerungen hierüber gefunden, habe ich nicht genannt, weil die von den Griechen erkannt verlängernde Kraft desselben, auch im Deutschen nicht ganz abzuleugnen ist; das M aber deshalb nicht, weil ihm Herr Gräfe etwas Verlängerndes beilegt. Hören wir seine eigenen Worte, die hier am schicklichsten Plaze stehn: sie sind die unmittelbare Fortsetzung der oben abgebrochenen. „Aber“, (lauten sie,) „man wird doch auch nicht „leicht“ (nämlich in

in seiner Übersezung)“ Trochäen statt Spondeen finden, „wie diese, ... jene, meine, deine, „seine u. s. w., dergleichen man sich noch immer „fälschlich erlaubt. Nur entstand daher freilich der „öftere Gebrauch des eigenen, einzigen, wie „sich die Griechen gewiß mit *ἰδιος* würden geholfen „haben, wenn ihr Pronomen so ungeschickt wäre „als das unsere“, (nämlich mein, dein, sein, „u. s. w.) und wie sie es sogar jetzt hin und wie- „der thun, ihre Plurale und ihr *Φίλος* nicht zu „erwähnen. — — Doch scheint es, als ob in gewis- „sen noch zu bestimmenden Fällen solche Trochäen“ (diese, jene u. s. w.), „durch eine Art Position „der folgenden Worte, wenn diese mit rauhen Kon- „sonanten anfangen, zu Spondeen würden, nament- „lich die Dativen mit dem M, z. B. jenem Schmerz „zu entrinnen. Überhaupt scheint das M etwas „verlängerndes zu haben, und vor gewissen Konso- „nanten scheint es sehr hart, um und am kurz zu „brauchen. — — Wenigstens müßten solche be- „denkliche Sylben oder Worte nie in der Mitte des „Daktylus stehen, wo der Deutsche Daktylus durch- „aus die entschiedenste Kürze zu verlangen scheint. — „Daß ich dies Gesez ein paarmal selbst übertreten „habe, hebt es darum nicht auf. — Ferner die ein- „syllbigen Worte aus, auf, auch, und alle, die „einen eigentlichen Diphthong haben, — — — sind „nach meinem Gefühle eben so wenig kurz, als das „gezogene ihr, mir, dir, ihm, ihn, nur, und „dgl. — — Aber die Präpositionen machen aller- „dings die größte Schwierigkeit. — Eben so giebt „es zweisyllbige Worte, die gewiß nie Trochäen sind, „wie dreimal, — Endsylben, die auf lange Vocale „oder

„oder Diphthongen ausgehn, können, mein' ich,
 „vor Vokalen kurz werden, wie: selbst hat die
 „Jungfrau ermordet; denn diese Verkürzung liegt
 „in der Natur der Stellung.

„Was die Worte anlangt mit doppeltem Accent,
 „wo zwischen den durch den Accent verlängerten
 „Sylben eine kurze liegt, wie unverschönend,
 „Astakiden, berggeboren u. s. w., so scheinen
 „diese kurzen Sylben mit Recht lang gebraucht zu
 „werden, wie im Griechischen *κωκυβουσα, πανοπλην*. —
 „Und wie man nach Maßgabe des folgenden Wor-
 „tes *μηνυει* als Molossus oder Daktylus brauchen
 „kann, so glaube ich, es stehe uns dasselbe auch in
 „Eifersucht und dgl. frei. Überhaupt wenn wir
 „die Verse der Griechen und Römer nachahmen
 „wollen, so müssen wir uns auch zu einer ähnlichen
 „Prosodie bequemen.“

Man übersehe auch hier nicht die Klage über Schwierigkeit, die Übertretung selbstgegebener Ge-
 seze, und zwar in drittehalb hundert Versen, die
 Verlängerung des stummen E in der Mitte zusam-
 mengesetzter Wörter, wie berggeboren, wo gar
 kein Grund angegeben wird, als eine entfernte
 Ähnlichkeit mit dem Griechischen, das hier gar nichts
 beweisen kann, und endlich die an unserer Proso-
 die verzweifelnde Erklärung, daß wir uns zu einer
 der Griechischen ähnlichen bequemen müssen.

Die gedehnten Vokale und Diphthonge, welche
 Herrn Gräfe nur lang sind, erlauben sich die übr-
 igen Freunde des Spondeischen Hexameters auch als
 Kürzen zu brauchen, wie Wolf die Sylben ein, zu,
 (in zufrieden), ihm, wo, auch, vor, aus, wie,
 (sogar in gleichwie) ihn; Schlegel ein, aus,
 bar

bar (in fruchtbar) wie (selbst in gleichwie) auf, für, das Gedehte nur, lei (in solcherlei) ihm, vor, keit, mir; Herr Falbe ein, bei, wie, auf, auch, aus, für, vor, ihn und dgl.

Wie steht es nun um die Sylben mit stummen E und zwei oder mehr nachfolgenden Konsonanten? Die Herren Falbe, Gräfe und Schlegel brauchen Endsylben wie eln, elt, elnd, end, ern, ert, ernd nie lang, selbst end vor Konsonanten nicht. Apeln dagegen scheint dies so lang, daß er (Metrik Bd. II S. 85) kein Bedenken trägt, den Vers:

Lautwehklagend, jammergebeugt, zu dem bräutlichen Altar.
als Beispiel eines Hexameters zu liefern, der die Cäsur nach dem zweiten Fulse hat, wenn dieser ein Spondeus ist. Auf den folgenden Seiten finden sich auch Spondeen wie dankend, schüchtern und S. 177 sogar jauchzend mit folgendem Vokale. Kann man sich entschließen, die Schlusssylbe end wie in endlich auszusprechen, wenn auch das Gedicht einen noch so leichten und natürlichen Vortrag fordert, nun so wird man wenigstens einen Schein von Länge gewinnen; allein ohne daß in Untersuchungen und Bestimmungen der Art unsere Aussprache zuvor zur Sprache gebracht wird, erregen unsre Metriker den Verdacht, daß sie nur mit der Feder reden und mit den Augen hören. Auch Wolf hat anders, hundert, Schultern und entgeistert spondeisch gemessen; doch fühlte er, wie natürlich, das Bedenkliche der Sache, und glaubte sie entschuldigen zu müssen. „In hundert, Schultern, eisern und andern solchen Wörtern,“ sagt er zu V. 45, „wo so hart gegen einander sich sperrende Mitlauter selbst die gemeine Aussprache erschwe-

„schweren, die die Franzosen unter ihrem *manger* „verstehn, scheint uns die Endsylbe gleichgültig. „In einigen der Art, wie in der Partikel *als*, wird „es sogar wenigen gelingen eine Kürze herauszu- „halsen.“ Und zu V. 3:

„Die Endsylbe in *anders* und einigen andern „Wörtern darf, ihrer schwer zusammenfließenden „Mitlauter wegen, vor einer entschiedenen Länge „gleichfalls für lang gelten, wenigstens so mit- „gehn.“ — Dafs im Deutschen noch so viele Konsonanten unbedeutende Sylben nicht zur Länge erheben, und dafs eine rauhe und unbequeme Kürze deshalb noch keine Länge sei, habe ich in meiner Einladungsschrift vom Jahre 1815 S. 30 ff. weitläufiger auseinander zu setzen versucht.

Das *als* und ähnliche Wörter anlangend, welche als Kürzen vorzutragen nur wenige vermögen sollen, muß bemerkt werden, dafs zu diesen wenigen A. W. Schlegel und die Herrn Gräfe und Falbe gehören. In Schlegels *Rom* findet sich:]]

Nach viel grausenden Nächten, als alles verheert und geraubt war. —

Bei Herrn Gräfe lautet gleich der zweite Vers:

Schöngelborenen Nikäa, als andere Jägerin Phöbe. —

und der zehnte fängt an: Und als Gefährtin; und im zwölften steht als wieder als Kürze, und so öfter. Eben so bei Herrn Falbe in der Übersetzung des *Lukan*, wo V. 108 und V. 112 also lauten:

Brach' ins Ägäische Meer das Ionische: also als Crassus. —
Mehr entschied, als ihr selber es glaubt, euch jene Besiegung. —

Werden Wörter, wie *als*, nur gehörig gestellt, so werden sie auch als Kürze nicht beleidigen, —

Schei-

Scheidet als Edele — auf jeden Fall nicht mehr als Wolfs Wassergestirn *uns* des Jahres und Ich möcht' *aus* dem gröfseren Flusse. Und wenn er um dem als aus dem Wege zu gehn, dein Magen nicht *mehr denn* der meinige schreibt, so kann man beinah fragen, ob dies härter sei oder: nicht mehr dein Magen als meiner. Allein selbst richtig als Längen gebrauchte Wörter können durch Härte beleidigen; oder ist

Sprich, was frommt's dir, des Silbers gewaltigen Klumpen und Goldes,

troz dem mildernden Komma, nicht immer noch sehr hart?

Der Verlängerung unbedeutender Sylben mit einem fast stummen I, wie ig, isch, lich, enthalten sich die Beförderer des spondeischen Hexameters. Die Endung nifs aber erhebt sich über das Unbedeutende, und Schrecknisse sträubt sich schon ein wenig gegen den Daktylus, während sich feurige nicht zum Palimbacchius bequemen will.

Alle übrigen Sylben nun außer den aufgestellten, sie mögen ein kurzes E — welches man nicht mit dem stummen verwechseln wolle — oder sonst einen Vokal enthalten und an sich so kurz und unbedeutend sein, wie sie wollen, werden doch von einigen Freunden des spondeischen Hexameters nicht ganz als Längen verschmäht. Denn ich erinnere mich zwar nicht bei Wolf und in Schlegels Rom irgend eine Verlängerung der Art gefunden zu haben; aber bei Herrn Falbe stößt man auf Mehr entschieden; und Herr Gräfe braucht nicht nur den Artikel der, des, den, das als Länge, sondern schreibt

schreibt sogar: Und es stürzte, — Und es reizte als vierten Epitrit.

Der Vollständigkeit halber würde ich hier auch des Bothischen Versuches, die Deutsche Prosodie nach der alten umzuformen, und die Längen durch Diphthonge, lange Vokale und Positionen zu bestimmen, mit einem Worte Erwähnung thun müssen, wenn ich nicht auf meine schon angeführte Einladungsschrift vom Jahre 1815 verweisen könnte, wo ich S. 41 ff. diesen Versuch ziemlich ausführlich behandelt habe, über welchen mir auch bis jetzt nur mißbilligende Urtheile zu Ohren gekommen sind.

Ein Umstand, auf den die Spondeen-Freunde noch nicht aufmerksam geworden sind, und der ihnen ein sehr unbequemes, den Vers abermals erschwerendes Gesez auferlegt, darf hier nicht übergangen werden. Der trochäische Hexameter hat eine große Freiheit im Gebrauch der Mittelzeiten, indem er einerseits die längeren als Kürzen setzt, sowohl im Daktylus, wo die sie einschließenden Sylben den Leser vor allem Schwanken bewahren, als auch im Trochäus, wo sie eine um so bessere Wirkung thun, je länger sie sind, andererseits aber die kurzen Mittelzeiten in der Hebung des Daktylus zur Länge macht, unbekümmert, wie lang oder kurz sie sich in der Senkung des Trochäus vernehmen lassen. Der trochäische Hexameter ist also im Gebrauch der Mittelzeiten sehr sicher. Nicht so der spondeische. Dieser will nicht nur alle Mittelzeiten beliebig lang, sondern auch beliebig kurz brauchen, und versetzt so das Ohr und die Prosodie in einen unbequemen Zustand des Schwankens. Indem er den Trochäus durch Täuschung des Ohrs oder durch sprach-

sprachwidrigen Vortrag zum Spondeus steigern will, dehnt er die Mittelzeiten, ja sogar die Kürzen, und indem er den Daktylen mit langen Mittelzeiten nicht auszuweichen vermag, preßt er diese gewaltsam in den Raum der Kürzen zusammen. Hieraus folgt meines Bedünkens für den spondeischen Hexameter das Gesez, Mittelzeiten, wie auch, auf, bei, für, ohn', vor, mir, dir, ihr, ihm, ihn, die Fürwörter den, die, das, wer nebst wie, wo, ung, ing, lein, heit, keit, bar und viele andere, ja sogar den kurzen Artikel ein nicht anders als lang zu gebrauchen, es sei denn dafs besondere entschuldigende Umstände eine Ausnahme gestatten; wie Gegentheils der trochäische Hexameter das Gesez anerkennt, Mittelzeiten nicht willkührlich, sondern mit Unterstützung der Hebung, und in der Regel nur im Daktylus, zur Länge zu erheben. In Vossens Luise z. B. zeigen schon die zweihundert ersten Verse die Anerkennung dieses Gesezes. Alle anders gebrauchten Mittelzeiten — und deren sind etwa eine Mandel — fangen den Vers an, wo sie zwar nicht schön, aber doch auch nicht anstößig sind. In der Mitte finden sich nur vier Beispiele, V. 43, 76, 156, 182:

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau. —
Karl auch kocht großmütig für uns; ihm macht er nur
Wallung. —

Felderbeern, wie mir deucht, sind wohl so süß und balsamisch. —

Köstlicher, als im Weine die Prahlerdbeer in des Gärtners.

Aber wer sieht nicht, dafs in den beiden ersten Versen du und uns durch Vershebung, Redeton und nachfolgendes Unterscheidungszeichen nicht bloß entschul-

schuldigt, sondern auch vor dem eingefleischtesten Pedanten völlig gerechtfertigt werden? Auch das vierte Beispiel kann bei vorangehendem Daktylus und Komma nicht anstößig sein. Anders verhält es sich mit wohl im dritten Verse. Das wohl scheint aber nicht das unbedeutende wohl oder wol, etwa, vielleicht, sondern allerdings zu sein, — wie wir es brauchen, wenn wir auf die Versicherung, es sei etwas *nicht* wahr, antworten, es sei *wohl* wahr, — und sich so über die Mittelzeit zu erheben. Wenn dagegen Herr Falbe, z. B. V. 38 und 147, schreibt:

Dulden wir *um* den Preis: und Pharsalia fülle die grausen. —

Ringsher viel Waldung sich hebt aus dem kräftigen Stamme. —
mithin zwei Mittelzeiten um den, und dung sich zu Spondeen dehnt, zugleich aber volltönende Mittelzeiten verkürzt, wie in dem Verse:

Krieg' auf Emathiens Flur, graunvoller als Bürgerempörung. —
ja sogar um ein, und im, denn so, und ein, ihn in, wie auf V. 83, 84, 89, 129, 138, 141 als Pyrrhichien braucht:

Lieh das Geschick Rachwut, um ein Volk zu bewältigen,
welches

Mächtig zu Land' und im Meere gebeut. Für drei der Be-
herrscher. —

Wollen die Welt? denn so lange das Meer schwebt über der
Erde. —

Hebt dir den Mut und ein Glück, das ~~nozt~~ auf den
ersten der Plätze. —

Beifallruf zu vernehmen erfreut ihn in seinem Theater. —

Gleich wie auf fruchtbarem Acker ein hochaufsteigender
Eichbaum. —

so können dergleichen spondeische Hexameter wohl unsere Zeitmessung und unser Ohr unsicher machen,

nicht aber unsere Verskunst um eine Stufe weiter führen.

Vielleicht sagt jemand: Nun, wenn der trochäische Hexameter das bessere Theil erwählt hat, und die Mittelzeiten lieber verkürzt, als verlängert, und überdies die Verkürzung dem Geiste unserer Sprache angemessener ist, warum soll der spondeische Hexameter nicht dasselbe thun? Lass' auch er die Verlängerung der Mittelzeiten, aufser der Hebung des Daktylus, fahren, und genieße des gröfseren Vortheils der Verkürzung. — Das liesse sich wohl hören: allein dann verliert ja der spondeische Hexameter eben das, was sein Hauptstreben ist, die große Menge vermeinter Längen, die er aus den Mittelzeiten bildet, und sinkt zu einem daktylischen, und noch dazu rauhen Verse herab.

Da nunmehr aufser Zweifel gesetzt ist, was die Freunde des spondeischen Hexameters unter Spondeen verstehn, — wiewohl sie so weit entfernt sind einerlei Ansichten davon zu haben, daß ihre große Verschiedenheit vielmehr selber wider ihr Begehren zu streiten scheint —; so fällt einerseits in die Augen, daß, wenn auch die Deutsche Sprache den schwachen Spondeus in Fülle und ohne den mindesten Zwang darböte — was doch nicht der Fall ist —, dennoch durch Spondeen, deren eine Länge aus Sylben, wie der Artikel der, die, das, wie es, wie die Vorsylben ent, ver, zer, und die Anhängsel end, ers, ert u. dgl. gebildet wird, fast nichts mehr als durch gewöhnliche Trochäen zu erreichen ist; andererseits, daß die, welche höhere Ansprüche an den Spondeus machen, ihn nicht nur etwas zu selten brauchen, sondern auch in der Behandlung der Mit-

tel-

telzeiten zu sorglos verfahren, indem sie bald die kürzeren zu Längen dehnen, bald die längeren in den schmalen Raum der Kürzen zusammendrängen, und so durch eine zu willkührliche Prosodie ihren Versen einen großen Theil der bezweckten Fülle und Glätte entziehen.

Nachdem ich die Gründe für die Beibehaltung des trochäischen, und wider die Einführung des spondeischen Hexameters auseinandergesetzt, komme ich nunmehr zur Prüfung der in spondeischen Hexametern geschriebenen Werklein.

Was zuvörderst die Schlegelsche Elegie Rom anlangt, so kann man sie im Ganzen von einer gewissen Starrheit und steifen Künstelei nicht freisprechen, wovon doch wohl ein Theil dem Spondeasmus zuzuschreiben ist. Im Einzelnen mißfallen matte Wortfüße, wie:

Jezo | in Forum | und Circus, | Theater | und Hall' und Triumph-
Ther. —

Leise | beseufzend | umhaucht sie | die halb noch | verödeten
Hügel. —

Sieh das Pallatium | drüben |, das alle | Palläste | benannt hat. —
Weil es | vergönnt ist, | weidet, | ihr Stiere, | das Gras von den
sieben. —

Wie | sein selber | zu spotten, | hinunter | gezogen | ins Marsfeld.
ungenügende Einschnitte, wie in folgenden Versen:

Aus Äthiopischem Steinbruch | einst | von Sesostris entboten. —
Zum Schauspieler erniedriget, | kämpft unwillig der Thiere
König.

Manches andere, was sich tadeln liefse, gehört nicht hieher, da es mit der Trochäischen nicht zusammenhängt; und so wende ich mich zur Betrachtung der übersezten Horazischen Satire. Sie zeigt ähn-

liche Schwächen, nämlich matten Rhythmus, wie V. 13, 30, 61, 72, 86, 95, 98, 104:

Andres | derselbigen Art — | gar vieles | — vermöchte | den
Schwäzer. —

Meer tollkühn | durchkreuzen, | versichern, | sie tragen | die
Arbeit. —

Aber die Mehrzahl | Menschen |, von falscher | Begierde | ver-
blendet. —

Heiliges | ihrer | zu schonen |, sie gleichwie | Gemälde | zu
schauen. —

Darf dich's : wundern, | wenn keiner, | da alles | dem Gelde |
dir nachsteht. —

Welches | Ummidius traf, der, | höre | die kurze | Geschichte. —
Lezten | der Tage | besorgt, | ihn möchte | noch Mangel | an
Nahrung. —

Forthin | geizig | zu sein, um : ein Schlemmer | zu werden |
und Wüstling. —

und wohl gar in zwei und drei auf einander folgenden
Versen, wie 75 und 76; 79, 80 u. 81; 114 u. 115:

Dessen | die Menschen: natur nicht ohne | zu leiden | entbehret.
Wie? schlaflos und : von Furchten | entgeistert, | Nächte | wie
Tage.

Güter | vor allen | der ärmste | zu sein, | das wünsch' ich | für
immer.

Freilich | wenn Schauer | des Fiebers, | wenn Schmerzen | den
Leib dir : ergreifen, |

Oder | ein anderer Fall | an's Lager | dich fesselt, | so hast du. —

Wie, wenn der Huf Kampfwagen, | den Schranken | entlassen, |
dahinreißt.

Hurtig | der Lenker | den Rossen |, die siegreich | rennen, |
sich vordrängt.

Die unangenehme Zerschneidung des Verses nach der
ersten Kürze des zweiten Fußes, ohne Cäsur im vier-
ten Fuße, findet sich in der Urschrift nur einmal,
V. 31, wiewohl auch hier vielleicht nur scheinbar:

Sese ferre, | senes ut in otia tuta recedant.

Bloß des Sinnes, | bejahrt sich in sichere Ruhe zu ziehen.

Die Übersezung, welche den ganzen Vers mit bewundernswürdiger Genauigkeit wieder giebt, hat auch diesen Einschnitt nicht versäumt. Allein der Fehler — wenn man hier überhaupt von einem Fehler sprechen darf — ist gering. Denn obgleich hinter ferre das einzige Unterscheidungszeichen des Verses steht, und hinter senes keines stehen darf, so ist doch dies senes ein Hauptbegriff, wie schon die Voranstellung lehrt, und muß daher durch starke Betonung, welche zwar keine logische, wohl aber eine deklamatorische Pause duldet, stark hervorgehoben werden, wodurch das vorangehende Komma übertönt, und der Haupteinschnitt da, wo ihn das Ohr ohnehin erwartet, und sich daher um so williger täuschen läßt, ohne Störung der Gedanken wirklich gehört wird. Wenn aber auch V. 59,

Wer hingegen, | so wenig ihm Noth thut, suchet, entschöpft
nicht —

sich denselben Einschnitt gestattet, so kann er hier weniger, und höchstens durch das Komma hinter suchet entschuldigt werden. Keine Entschuldigung finde ich für die Zulassung dieses Einschnittes in den zwei aufeinander folgenden Versen (40 und 41):

Nichts dir im Weg' ist, | wenn nur kein Anderer reicher denn
du wird.

Sprich, was frommt's dir, | des Silbers gewaltigen Klumpen
und Goldes. —

Nicht besser ist's Herrn Gräfe in seinem aus dem Nonnos übersezten Bruchstücke geglückt, dergleichen Schwierigkeiten zu besiegen. Allein da dies schon die oben angeführte Beurtheilung nachgewiesen hat,

so begnüge ich mich damit, den Leser auf diese zu verweisen.

Auch Herr Falbe erfreut sich in seiner Übersetzung Lukans keines glücklichen Erfolges, obgleich auch aus seiner Arbeit überall Einsicht und Sorgfalt hervorleuchten.

Lukan, gleich den meisten übrigen Römischen Dichtern, ist dem männlichen Einschnitte so zuge-
than, daß z. B. im ersten Gesange seiner Pharsalia kaum fünfzehn Verse vorkommen mögen, in welchen sich dieser Einschnitt allenfalls bezweifeln läßt. Gewöhnlich hat sein Hexameter den Einschnitt nach der Länge des dritten Fusses; nächst dem findet sich der Vers zuweilen in drei Reihen getheilt durch Einschnitte nach der Hebung des zweiten und vierten Fusses; selten finden sich folgende Theilungen:

— u u — o|u — u u — | u u — u u — —
— u u — u u | — u u — | u u — u u — —

In der Übersetzung dagegen sind nicht nur diese zahlreich, wie gleich V. 2, 4, 11, 19, 28, 29, 37, sondern einigemal fehlt sogar der zweite Einschnitt; doch läßt sich der Fehler decken, nur nicht V. 155:

Aufzudringen, | sich unter dem Einsturz Wege zu bahnen.

Ferner ist der weibliche Einschnitt im dritten Fusse zu häufig gebraucht, und sogar öfters unmittelbar wiederholt, wie V. 53 ff.

Doch nicht wirst du dir wählen | den Siz im Gebiete des Nordens,

Noch wo abwärts sinket | der Pol des erwärmten Südens,

Wo dein Rom du vermöchtest | zu schaun von dem schrägen Gestirne.

Hast du den einen der Theile | gedrückt des unendlichen Äthers.

Der

Der dritte dieser Verse läßt sich freilich auch anders theilen; allein wo eine seltnere Theilung eintreten soll, muß sie bestimmter angedeutet werden, weil sonst das Ohr, das den Einschnitt ja im dritten Fusse erwartet, ihn dort auch wirklich hört, wenn es der Sinn nur einigermaßen gestattet.

Außer diesen wesentlichen Abweichungen von der Urschrift läßt die Übersezung auch zu häufig schwächlichen Rhythmus hören, wie V. 8, 42, 59, 63, 77, 138.

Welch ein Wahnsinn, | Bürger, | wie groß ist : die Frechheit |
der Schwerter! —

Mutina's Drangsal auch und : die Flotte, | gequälet | an Leucas. —
Sei ganz leer, | kein Wölkchen | von Cäsar | hindre | die Aus-
sicht. —

Aber mir izt schon Gott; | o trag' ich | begeistert | im Busen. —
Sondern | die Flut austreibt; | auch Phöbe | begegnet | dem
Bruder. —

Beifallruf zu : vernehmen | erfreut ihn | in seinem | Theater.

Dies geschieht selbst in zwei aufeinander folgenden Versen, wie V. 35 u. 36:

Theuer | erkaufen, | und erst | nach grauser | Giganten | Be-
kämpfung

Seinem | gewaltigen | Donnerer | vermochte | der Himmel | zu
dienen.

Ich zweifle kaum, daß nicht selbst eine Übersezung Lukans in trochäischen Hexametern den kräftigen Rhythmus der Urschrift treuer wieder zu geben vermag, als es hier in spondeischen Hexametern versucht worden.

Vossens Luise ist zwar nicht in spondeischen Hexametern gedichtet, aber die neuste Ausgabe vom Jahre 1812 bietet sehr oft Spondeen, wo sich die erste Ausgabe mit Trochäen begnügte. So gelungen nun diese Veränderung in den meisten Fällen ist, so
sei

sei doch der bescheidene Zweifel vergönnt, ob Kenner mit allen zufrieden sein werden. Hier stehen einige Beispiele der Art aus der ersten Idylle.

Alte Ausgabe V. 328:

Müde zur Ruh, von : dem Vater | im kühlen | Lager | gesegnet.

Neuste Ausgabe V. 405:

Müde zur Ruh, vom Vater im heimlichen Lager gesegnet.
Freilich bedurfte der matte Rhythmus der Änderung;
aber heimlich ersetzt kühl nicht; vielleicht genügt
im kühlen Lager.

Alte Ausgabe V. 374:

Alle schwiegen zugleich, und sahn auf ihn mit Bewun-
drung.

Neuste Ausgabe V. 458:

Alle zugleich nun schwiegen, und schaueten jenen bestürzt an.
Die Bewundrung, wenn man die vorhergehenden
Verse nachlesen will, ist am Ende immer noch na-
türlicher und poetischer als die Bestürzung. Wie,
wenn es hiesse:

Alle zugleich nun schwiegen, und sahn auf ihn mit Erwar-
tung?

Alte Ausgabe V. 493:

Aber der Kleine sprang zu dem Maibusch, wo er die Erdbeern.

Neuste Ausgabe V. 606:

Karl nun hüpfte behend' um den Maibusch, wo er die Erdbeern.
Um ist nicht verständlich genug: vermuthlich be-
zeichnet es hinter. Das nun aber deutet auf Worte
des Knaben, die viel zu lange vorhergegangen sind,
als daß hier ein nun genügen könnte, welches viel-
mehr das Ansehn eines Flickwortes bekommt. Ähn-
lich verhält es sich mit dem bald folgenden Hans
nun statt des früheren Hans indels.

Alte

Alte Ausgabe V. 523:

Kein Vernünftiger fasst an den oberen Kelch, wenn er anklingt.

Neuste Ausgabe V. 643:

Kein Wohldenkender fasst an den oberen Kelch, wenn er anklingt.

Was soll der Wohldenkende? ist er etwa das Gegentheil des Übelgesinnten, der eine ausgebrachte Gesundheit verstimmt? Aber dann würde man Wohlwollender erwarten.

Alte Ausgabe V. 534:

Langsam, nicht in das Gras den edelen Trank zu verschütten.

Neuste Ausgabe V. 658:

Langsam, nicht zu verschütten den edelen Trank in die Wildnifs.

Wie ist Wildnifs hier zu verstehen? ist es vielleicht eine Andeutung, daß Hans selber dies Wort brauchen würde?

Ich übergehe, was mir weiter in diesem vortrefflichen Gedicht anstößig gewesen, und seze nur noch ein Beispiel her aus der letzten Idylle:

Alte Ausgabe V. 568:

Für das morgende Fest, dem Pfarrer zu Lieb' und der Tochter.

Neuste Ausgabe II. V. 70:

Für das Vermählungsfest der Luis' im Schlosse der Gräfin.

Der Artikel vor dem Namen, wie er auch schon vorher einigemal und nachher (V. 470 neuste Ausg.) steht, wo es heißt:

Denn ich rühme mich hier Brautjungfer zu sein der Luise, wird schwerlich Billigung finden. Etwas anderes ist's, wenn vor dem Namen ein Beiwort steht: Ach der schö-

schönen Luise, oder wenn die Sprache klagender Kinder nachgeahmt wird:

Schilt die Amalia doch, die Verführerin! Mutter, sie taugt nicht.

Doch diese Bemerkungen beweisen vielleicht nur, daß Vofs seiner Luise noch nicht Erläuterungen genug beigefügt hat, und daher breche ich ab.

Vielleicht ist es mir geglückt meine Leser zu überzeugen, daß unsere Sprache Hexameter, wie Griechenland und Rom sie uns hinterlassen, nicht hervorzubringen vermag, und, wenn sie es vermöchte, aber nur mit so vieler Mühe, als die bisher erschienenen Werklein in spondeischen Hexametern verrathen, doch dergleichen nicht hervorbringen sollte. Man zürne mir nicht, als wollte ich die guten Eigenschaften unserer lieben Muttersprache verkennen. Es ist leichter ins Blaue hinein zu loben, als unter lauter lobtrunkenen Zeitgenossen den schwarzen Fleck zu sehn und mit Ruhe zu tadeln. Möge Göthe statt meiner reden.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,

Öhl gemahlt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,

Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:

Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter

In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

* * *

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,

Das zu fragen; denn meist will es mit Vielen nicht viel.

Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,

Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

Aber,

Aber, kann jemand sagen, was nicht ist, kann ja noch werden. Herr Falbe hat dies auch wirklich gesagt. „Es ist die Frage,“ — lauten seine Worte, die ich mit meinen Bemerkungen unterbrechen werde —: „Sollen und wollen wir uns mit trochäischen Hexametern begnügen, wie sie Vofs und seine Nachahmer uns zu Tausenden gegeben haben; oder müssen wir nicht vielmehr um feste Spondeen bemüht sein?“ — Vofs hat sie uns allerdings zu Tausenden gegeben, während es mit den sogenannten spondeischen immer nur bei Hunderten verblieben ist, und auch wohl zu den Vossischen Tausenden so leicht nicht kommen wird; aber Vossens Nachahmer sollte man ihm nicht so unbefangen zur Seite stellen, da wenige auch nur die oberflächlichste Vergleichung mit ihm aushalten. — „Sind diese in unserer Sprache nicht in hinlänglicher Anzahl zu gewinnen, warum nennen wir einen Vers Hexameter, der es im Sinne der Alten nicht sein kann?“ — Aus eben dem Grunde, aus welchem Herr Falbe seinen spondeischen Hexameter so nennt, der doch eben so wenig ein Hexameter im Sinne der Alten ist, als der kunstgerechte trochäische. — „Vofs selbst scheint durch die neueste Überarbeitung seines Homer, in der die trochäischen Verse noch wenig getilgt sind, die Unmöglichkeit einzugestehn, da immer Spondeen zu geben, wo der Vers sie verlangt.“ — Eignete sich unsere Sprache zu wirklichen spondeischen Hexametern, so wäre ohne Zweifel Vofs der Mann sie zu liefern. Ob er über diesen Gegenstand nachgedacht, ob er Versuche angestellt habe, wer kann das bezweifeln? Dafs er, der seit vierzig Jahren den Hexameter studirt hat, fortfährt trochäische Hexameter

zu

liefern, beweist, wenigstens mir, triftiger die Unausführbarkeit wahrhaft spondeischer Hexameter, als mir eine vollständige Übersezung des Lukan von Herrn Falbe in der Art, wie er begonnen hat, ihre Ausführbarkeit beweisen würde. — „In seinem Geiste spricht „der Recensent in der Jenaer Litteratur-Zeitung 1815 „No. 88, der eine Übersezung in reinen Spondeen „ein unendlich mühseliges Kunststück nennt, wo- „bei die feurigste Einbildungskraft erkalten müsse, „wobei man alle Augenblicke durch die zahllosen „jambischen und trochäischen Wörter in eine wahr- „haft qualvolle Verlegenheit komme, wenn man sich „nicht entschließen wolle, alles anders zu sagen als „man es sagen möchte; es habe sich daher auch noch „niemand von Trochäen ganz frei erhalten, wenn „man mit der Benennung: Spondeus, nicht zu freigebig sein wolle. Ist dies Urtheil richtig, wozu denn „die Qual? Warum nicht die Verse der Alten ganz „aufgeben, da sie mit den hinkenden Trochäen durch- „aus nicht genießbar sind?“ — Mir sind sie doch genießbarer, als die sogenannten spondeischen Hexameter in der Übersezung des Lukan; und ich glaube mein Urtheil oben gerechtfertigt zu haben, und könnte es noch mit manchem bekräftigen, wenn es darauf ankäme. — „Gothe fühlte dies, als er jüngst erst „eine brauchbare prosaische Übersezung des Homer „zu liefern empfahl. Allerdings möchte eine solche „den trochäischen Hexametern vorzuziehen sein, die „sich zwar leicht genug anfertigen lassen, um Iliaden „und Äneiden darin zu übersezen; aber doch auch „die immer noch darauf zu wendende Mühe nicht „belohnen., — Wenn Göthen die Vossische Übersezung nicht genügt, so geht es ihm wie manchem

An-

Andern, der sich besser auf den Hexameter versteht, als der Verfasser des Herrmann und Dorothee, und dennoch mit den Vossischen im Ganzen zufrieden ist. Da mir die Göthische Äußerung noch nicht zu Gesicht, oder schon wieder aus dem Gedächtniß gekommen ist, so kann ich zwar nicht behaupten, er habe den Vossischen Hexameter nicht getadelt, wenn gleich dieser Tadel aus diesem Munde ein wenig befremden müßte; aber das halte ich für unbezweifelbar, daß, wenn man die im Homer befindlichen Trochäen mit sein sollenden Spondeen vertauschte, Göthe sein Urtheil nicht um ein Haar ändern würde. Wenn übrigens Herrn Falbe die Vossischen Übersetzungen der Iliaden und Äneiden so etwas leichtes scheinen, so ersuche ich ihn recht dringend, keine schlechtere vom Lukan zu liefern; denn was er bis jetzt geliefert, steht meines Bedünkens den Vossischen Arbeiten weit nach. — „Wollen wir aber doch den Hexameter nicht gern aufgeben; so haben wir jetzt schon nach der bisherigen Art mehr als zuviel, so müssen wir nach Spondeen ringen, die doch auch so unmöglich nicht sind.“ — Gewiß nicht, wenn man es mit der Güte und schicklichen Anzahl der Spondeen nicht so genau nimmt, und höhere Erfordernisse der Dicht- und Verskunst wissentlich oder unwissentlich hintansetzt. — „Die Sprache unsers Vaterlandes enthält so manchen verborgenen Schatz, der noch zu heben sein dürfte.“ — Der Überzeugung leb' auch ich; aber wenn auch zu Gunsten des Hexameters noch neue Zusammensetzungen erscheinen, bequeme Ableitungen häufiger werden, so kann und darf dies und anderes immer nicht die dem echten und wohllautenden Spondeus ungünstige Natur unserer Sprache um-

umändern. — „Was jetzt schwierig erscheint, wird
 „leichter, wenn man nur nicht Arbeit scheut und
 „die Sache zu flüchtig betreibt. Schien ja doch vor
 „zwanzig Jahren die Vossische Manier schwer, in
 „der jetzt so viele ganz behaglich arbeiten.“ — Die
 „Vossische Manier“, die wohl besser die Vos-
 sische Weise hieße, schien vor zwanzig Jahren
 wenigern Leuten schwer als jetzt. Damals hatte man
 noch nicht hören gelernt, und meinte, bis sechs
 zählen und Hexameter machen sei nicht sehr ver-
 schieden. Vossens Zeitmessung hat uns erst
 die Augen, oder vielmehr die Ohren, geöffnet; und
 seitdem hat der Vossische Hexameter aufgehört leicht
 zu sein. Wenn der Herr Verfasser behauptet, daß
 jetzt so viele ganz behaglich in Vossens Weise ar-
 beiten, so würde Manchem ein kleines Namensver-
 zeichniß der Vielen recht angenehm sein, um sich
 des bisher verborgenen Schazes zu erfreuen. Mir
 sind wenige bekannt, die sich Vossen genähert ha-
 ben, keiner, der ihn erreicht hat, wenn man nicht
 etwa winzige Gedichtlein den Vossischen Heerschaar-
 en will gegenüber stellen. Und doch mag wohl
 Mancher unter ihnen die Mühe nicht gescheut haben.
 Herr Neuffer z. B. hat nach Voss viele Jahre an
 der Übersezung der Äneide gearbeitet, ohne den zu
 erreichen, den er übertreffen wollte — wenn anders
 er dies wollte —. Nein nein, so leicht ist die Sache
 wahrlich nicht; und ich fürchte die doppelte Wei-
 sung des Pfarrers von Grünau:

Tausendmal hab' ich ihn, Sohn, an die Erzuntugend erinnert! —

Klappt nicht immer sein Glas, wie ein spaltiger Topf, und

des neuern

Dichterschwarms ungeschliffner Hexameter, welcher daher-

plump

Ohne

Ohne Takt und Musik, zum Ärgerniß. Kann er nicht anders?
 Oder gefällt es ihm nicht? ein jegliches Ding hat doch Regeln,
 Die der Natur ablauschend, zur Fertigkeit reifet die Übung! —

ich fürchte, diese Weisung wird für die nächsten
 Jahrzehende, und, wenn unsere Schulen nicht ern-
 sterén Fleiß auf gründliche Erlernung der Mutter-
 sprache und Verskunst wenden, für immer ein Wort
 zu seiner Zeit sein. — „Geben sich nur die rechten
 „Männer erst das Wort darauf, lieber weniger zu
 „arbeiten, und statt Tausende nur Hunderte von
 „Versen zu liefern; so wird sich auch diese Mühe
 „lohnern.“ — Klingt das nicht, als ob Männer, wie
 Vofs, Jakobs, von Knebel, Neubeck, Pas-
 sow, Neuffer, Gerning und andere, nur nach
 Tausenden getrachtet, und ihre Arbeiten aus dem
 Ärmel geschüttelt hätten. Doch wir wollen hoffen,
 es sei nicht so böß gemeint. Der Lohn aber, den
 man von der angestregten Mühe erwarten darf,
 sind — keine gelungenen Werke in spondeischen
 Hexametern, sondern eine und die andre glückliche
 Zusammensetzung und Wendung, die man zu seiner
 Zeit dankbar annehmen wird. — „Unmöglich ist
 „die Sache nicht, also muß sie auch errungen wer-
 „den. Nehmen wir nur in unsern Schulen die Sa-
 „che etwas genauer und lassen die Deutschen Verse
 „gehörig skandiren, um zu sehen, ob es Verse sind,
 „halten immer die Griechischen und Römischen ne-
 „ben die Deutschen und lassen den großen Unter-
 „schied sehen, erwägen besonders den richtigen Ge-
 „halt der Wörter, ihre Längen und Kürzen; so
 „wird sich endlich ergeben, daß wir doch zu leisten
 „im Stande sind, was so gewaltig mühsam scheint.“
 — Unter den Regeln, die hier den Schullehrern
 gege-

gegeben werden, und die ich unter der natürlichen Voraussetzung *cum grano salis* billigen muß, vermisse ich eine. Denn nicht bloß den großen Unterschied der alten und der Deutschen Verse muß man sehn lassen, sondern vor allen Dingen die verschiedene Natur der alten Sprachen und der Deutschen, damit diese nicht nach Unerreichbarem strebe, und Erreichbares darüber versäume. — „Nach vielen Versuchen ist die berühmte Stelle der Odyssee 11, 593 dem vielversuchten Vofs nicht anders, als mit vielen Trochäen gelungen Ohne Trochäen möchte es so lauten:

„Ferner erblickt' ich den Sisyphus dort in den schrecklichsten Qualen,

„Treibend den Stein aufwärts, den gewaltigen, doppelt erfaßten.

„Zwar an stiebet' er kräftig zugleich mit den Händen und Füßen

„Hoch auftreibend zum Hügel des Steins Last. Wollt' er ihn aber

„Über die Spiz' abwerfen, zurück gleich stürzt' er mit Krachen.

„Wieder zur Ebene rollet hinunter der trozige Felsen.

„Aber er drängt nochmals mit gewaltiger Kraft, daß der Schweifs ihm

„Floss von den Gliedern herab und der Staub einhüllte das Haupthaar.”

Ich habe diese Übersezung nicht übergehen wollen, da ich den Werth, den Herr Falbe darauf legt, nicht kenne, und den wirklichen bei untreuem Gedächtniß, und ohne einen Homer zur Hand zu haben, nicht genügend anzugeben vermag. Nur das seh' ich, daß Herr Fable den Homerischen Rhythmus, selbst den viel besprochenen in dem Verse *αυτις επειτα* nicht genug beachtet, sonst hätte er leicht aus seinem eigenen

Wieder

Wieder zur Ebene rollet (rollte?) hinunter der trozige Felsen
den Homerischen auch im Rhythmus aufs genaueste
folgendermaßen wiedergeben können:

ΑΥΤΙΣ	ΕΠΕΙΤΑ	ΠΕΘΟΥΔΕ	ΚΥΛΙΝΘΣΤΟ	ΛΑΑΣ	ΑΝΑΙΔΗΣ
Wieder	hinunter	entrollte	zur Ebene	trozig	der Felsen.

Dafs ich trozig als Adverb gebraucht habe, wird
sich vertheidigen lassen, da der Troz des Felsen
doch eben darin besteht, dafs er immer wieder
herabrollt.

P a l i n o d i e.

Ach, was hab' ich gethan, wie viel Grundloses geplaudert!
Könnt ihr es je mir verzeihn, heilige Musen! Apoll?
Wahrlich ein Wahn umflorte mir Aug' und Ohr und Besinnung,
Dafs ich aus Mitleid zog für den Trochäus ins Feld.
Und nun erkenn' ich zu spät mein Unrecht, da es gedruckt steht;
Doch du spöttele nicht, Freund, bis du alles vernahmst.
Höre denn, welche Musik von der Sonn' Aufgang bis zur Nacht hin
Sonder Akkord, taktlos, stets mir die Ohren betäubt.
Tiefaufgrunzende Säu' im Geleit feinquekender Ferklein,
Meckernde Ziegen, gemischt unter das blökende Vieh,
Muhende Küh' und Kälber und dumpfhinbrummende Stiere,
Wiehernde Ross', und darein bellend und knurrend der Hund;
Hündlein auch auf dem Stroh, höchst jämmerlich winselnd um
Futter,
Kazen und Kater, mit Maun schleichend am knatternden Heerd:
Solches sind auf vier Füßen die Hauptmusikanten im Dorfe,
Von zweibeinigen zählt unsre Kapelle, wie folgt:
Klappernde Störch' auf dem Dach', auf dem Eichbaum kräch-
zende Krähen,
Kakelnde Hühner im Stall, krähende Hahn' auf dem Mist;
Weiter die lockende Gluck' und die Schaar nachpiepender Küch-
lein,
Schnatternder Enten und nie schweigender Gänse Geschlecht;
N End-

Endlich die gaxenden Puten, allhier auch Kurren benamset.

Deren gespreizter Monarch kollert in röthendem Zorn.

Diesen gesellen sich bei das Gezirp melancholischer Grillen,

Sumsende Fliegen, zumal Brummen, mein bitterster Feind.

Denke zuletzt noch der Peitsche Geknall und das murrende Frohn-
volk,

Denke die kreischende Magd, rufend zum Futter das Vieh,
Keifender Weiber Geschrei und Kindergeschrei, und des Scheun-
thors

Heisres Geknarr, und des Winds Pfeifen um Fenster und Thür,
Und antworte mir frei: kann bei sothanem Konzerte

Einer studiren den Takt, wär' er auch selber Apoll? —

Dennoch hätt' ich wohl nie an des Büchleins Wahrheit ge-
zweifelt,

Hätt' ein Wunder mich nicht aus der Verblendung erlös't.
Distichen niederzuschreiben, ergreif' ich dieselbige Feder,

Die dem Trochäus den Sieg völlig, so wähnt' ich, erkämpft,
Eben die Feder, die schon dem Hexameter manchen Trochäus

Träg' einschob, und sie — höre das Wunder, o Freund! —
Schreibt ohn' alle Trochäen die Distichen nieder, daß plötzlich
Graun mich befällt, und mein Ohr lachender Hohn vom Parnass;
Hohn auch lacht der Trochäus, der undankbarste der Füße:

Nie mehr, siehst du mich, Thor! ruft er mit Spott, und
entflieht.

Jeder Hexameter ruft nun laut: O bekenne, du irrtest!

Jeder Pentameter ruft: Beug dem Spondeus die Knie!

Und so beug' ich sie denn, und schreibe mit zitternder Feder

Reuig die Palinodie, hoffend Vergebung der That.

Denn wie verdamulich sie ist, so entsprießt ihr unendliche
Wohlfarth,

Meine Bekehrung bekehrt jeglichen Zweifler hinfort.

Niemand wird den Trochäus, den flüchtigen, ferner bewirten;

Denn an der Hausthür droht Sponda mit flammendem Schwert,
Sponda, die Pflegerin künftig des Deutschen Hexameters sein
wird,

Bis den Hellenen er stolz, stolzer den Römer besiegt.

SIND UNSERE
NACHBILDUNGEN
GRIECHISCHER VERSMASSE

NUR EIN
S U R R O G A T

OHNE MASS, RHYTHMUS UND MUSIK.

Sind unsere Nachbildungen Griechischer Versmasse nur ein Surrogat ohne Maass, Rhythmus und Musik?

In F. A. Wolf's 1811 zu Berlin erschienenener Vorlesung „Ueber ein Wort Friedrich's II. von Deutscher Verskunst“ befindet sich unter anderen merkwürdigen Stellen S. 9. auch folgende:

„Es ist bekannt, wie abhold Lessing dem deutschen Hexameter war, dem Hauptverse des ausgezeichneten Götzischen *) Gedichtes. Wenn er, wie erzählt wird, unter Freunden äufserte, bei Zeitmangel seine Briefe in Prosa zu verfassen, käme ihn zuweilen die Lust an sie in Hexametern zu schreiben, so galt dies nicht allein die krüppelhaften

*) Unser große König hatte nämlich ein elegisches Gedicht von J. N. Götz seines Beifalls gewürdigt und zugleich geäußert, er glaube daß diese Art von Versification vielleicht diejenige sei, welche unserm Idiom am meisten entspreche, und daß sie der ge-

„ten Verse, worin Zachariä *) und andere ihre
 „in jenen Tagen vielgelesenen Gedichte ausfertig-
 „ten. Selbst jezo, seitdem einer unserer besten
 „Alterthumskenner und Dichter **) nebst etlichen
 „seiner geistreichen Nachfolger durch Uebertragung
 „klassischer, zum Theil unüberwindlich scheinen-
 „der Sylbenmase das Vermögen unserer Sprache
 „gezeigt, hört man doch neben einigen, denen der
 „Deutsche schon längst wie der kunstgewandte
 „Griecher singt, von Zeit zu Zeit hierüber noch ziem-
 „lich ungünstige Stimmen. So wurden vor kur-
 „zem von unsern neuesten Uebersetzern des Sopho-
 „kles und Theokritos die ins Deutsche verpflanz-
 „ten Versarten der Alten geradehin nur als ein Sur-
 „rogat von fremdartigem Gehalt beschrieben, das
 „unserm Gehör höchstens den Schein der alten Vers-
 „kunst wiedergäbe; der letztere setzt sogar dem ge-
 „messenen Verse der Alten, den er auch einen rhyth-
 „mischen nennt, den unsrigen entgegen, als einen
 „bloß accentuirten; Mafs also ihm absprechend und
 Rhyth-

reimten weit vorzuziehen; es sei wahrscheinlich, daß
 man glückliche Fortschritte machen würde, wenn
 man sich die Mühe gäbe, sie zu vervollkommen.

*) Hier sind ein Paar schlechte Verse des allzusehr
 vergessenen Zachariä zur Probe:

„So ward alles Leid und alle Trauer vergessen.“

„Auf dem Miste noch lag dem Knecht und der Vieh-
 magd zum Abscheu.“

„Als die Katze den Höllenhund sah, der seine drei
 Rachen

„Fürchterlich aufrifs, und bellte, da fuhr sie er-
 schrocken zurücke.“

Die Verse sind aus seinem Murner in der Hölle.

**) Unfehlbar J. H. Voss, der Dichter der Luise
 und anderer gelungner Idyllen, Elegien, Lieder
 und Oden, und der Uebersetzer des Homer und

„Rhythmus, wie zur Erklärung der dunkeln Numeri innumeri in Plautus Grabschrift.“ *)

Was kann erfreulicher sein, als zu hören, wie ein so seltener Kenner des Alterthums so günstig über unsere Muttersprache urtheilt, und sie gegen wirkliche oder vermeintliche Angriffe vertheidigt, welche von Männern herrühren, die sich um die Deutsche Sprache und Verskunst keine geringen Verdienste erworben haben? Aber Kenner, welche sowohl Wolf's Vorlesung als Solger's Vorrede zu seinem Sophokles und des Grafen von Finkenstein **) Vorrede zum zweiten Bande seiner Arethusa und besonders den ebendasselbst befindlichen „Anhang über den Deutschen Versbau“ gelesen haben, werden gestehen, daß man keinem dieser drei Gelehrten Unrecht geben könne, wenn man ihnen auch nicht in allen Punkten beistimmen sollte, und daß die Ansichten derselben keinesweges so verschieden sind, als sie es beim ersten Blicke, und zumtheil ihnen selber, scheinen mögen.

Das Deutsche Nachahmungen der Versarten des klassischen Alterthums nur als ein Surrogat jener

Hesiodus, der Orphica, der Griechischen Bukoliker, des Virgil, Horaz, Ovid, und Tibull, und seit kurzem des Shakspeare.

*) Die *Numeri innumeri* in jener Grabschrift, die sich bei Gellius (I. 24.) findet, deuten vermuthlich auf die freieren Versmaße der Römischen Komödie.

**) Dies sind nämlich die von Wolf angedeuteten Uebersetzer des Sophokles und Theokritos, welches keinem Zweifel unterworfen ist, da sich Wolf selber in einer Anmerkung darüber erklärt.

ner echten anzusehen sind, ist wohl ausgemacht, insofern man erwartet, unsere gelungensten Uebersetzungen alter Gedichte könnten auf einen Sophokles den Eindruck seiner eigenen Verse machen, oder des Homerischen Hexameters im Munde eines Griechischen Rhapsoden: daß es aber unserer Muttersprache an Rhythmus, Maß und Musik *) gebreche, das wird niemand, der selber Deutsch spricht oder auch nur sprechen gehört hat, in vollem Ernste sagen oder glauben, wenn er nicht etwa durch jene Kunstausrücke Begriffe bezeichnet, die man gewöhnlich nicht darunter versteht.

Das bisher Gesagte kann das Ansehen haben, als wollte ich hier ausdrücklich die Ansichten der genannten Männer aufstellen und beurtheilen. Allein das wolle der Leser nicht erwarten; es sind vielmehr nur wenige durch die angeführten Worte Wolf's veranlaßte Gedanken, die ich ganz unvorbereitet **) niederschreibe, und die bald mit des Einen bald mit des Andern und Dritten Ansichten übereinstimmen werden.

Es

*) Solger's Vorrede S. XC. f. „Wenn es nun auch „möglich ist, einiges zu thun, um die zu strenge „rhetorische Deklamation in unseren Versen zu „mildern und mehr eine Deklamation der Empfin- „dung an ihre Stelle zu setzen, so müssen wir uns „doch im Einzelnen immer zu sklavisch am logischen „Werthe der Wörter halten, um je etwas musikali- „sches hervorzubringen. Hiedurch scheint es mir „erwiesen zu sein, daß unseren nach den antiken „gebildeten Versen eigentlich die Musik fehlt, und „die Musik war es doch sicher, worauf die ganze „antike Verskunst beruhte.“

**) Zu einem fertigen Programme von größerem Umfange konnte ich hier zufälligerweise keinen Drucker

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man meinte, die Silben der Sprachen des klassischen Alterthums ständen zu einander nur in dem dreifachen Verhältnisse der Längen, Kürzen und Mittelzeiten, in jeder dieser drei Klassen selber sei dagegen kein Unterschied vorhanden, sondern jede Länge sei genau zweien Kürzen gleich, jede Kürze genau der halben Länge, und jede Mittelzeit genau anderthalb Kürzen. Das Gegentheil leuchtet von selbst ein und kann allenfalls historisch nachgewiesen werden. Dionysius von Halicarnassus (de Compositione c. 15. p. 94. Goeller) sagt ausdrücklich, daß der Buchstabe O, die erste Silbe in ῥόδος, in τρέπος und Στρέφος Kürzen sein, daß aber durch jeden hinzugesetzten Buchstaben die Silbe länger werde, ohne jedoch das Maß einer Kürze zu überschreiten. Dasselbe sagt er einige Zeilen später auch von der Länge. *) Da aber dem Griechen die vor dem Vokale stehenden Konsonanten keine Position bilden, sondern nur die auf ihn folgenden, so wäre ein Beispiel anwachsender Silben wie: τίμας, τιμῶν, τιμῶντος, passender gewesen. Ist nun eine bloß durch Position bewirkte Länge schwächer

finden; das gegenwärtige, also eigentlich einen metrischen Lückenbüßer in Prosa, bin ich genöthigt blattweis, wie ich es niederschreibe, in die Druckerei zu schicken.

*) Quintil. IX. 3. §. 84: Sit in hoc quoque fortasse aliquid momenti, quod et longis longiores, et brevibus sunt breviores syllabae: ut, quamvis neque plus duobus temporibus, neque uno minus habere videantur (ideoque in metris omnes breves longaeque inter se obsessae sunt pares), lateat tamen nescio quid, quod supersit aut desit. cett.

cher als die normale von mittlerer Proportion, welche wir gleich zweien Moren oder Zeiten setzen wollen, *ωτ* aber um zwei Konsonanten länger, so bietet sich schon hier ein vierfacher Werth der Länge dar. Aehnlich muß es sich mit der Kürze und Mittelzeit verhalten, so daß sich von der kürzesten Kürze bis zur längsten Länge unfehlbar zwölf Stufen annehmen lassen, um nicht weiter zu gehen, was eben so leicht als hier unnöthig wäre. Dieser vielfache Unterschied nun blieb der antiken Silbenmessung gänzlich fremd, zum unwiderleglichen Beweise, daß die Alten den Werth ihrer Silben vermöge des Verstaktes bald vermehren bald vermindern mußten, indem ihre Verse überall nur aus Längen und Kürzen in dem Verhältnisse von Eins zu zwei bestehen; denn das Gespenst der dreizeitigen Länge hat ja wohl schon aufgehört zu spuken. Sollte es indessen noch einigen Sonntagskindern erscheinen, so würden diese wenigstens bei dem gegenwärtigen Handel ihre Rechnung nicht finden. Sie mögen nur dies Eine bedenken, daß an den Stellen, wo sie in Griechischen Versen die dreizeitige Länge zu sehen glauben, eben so gut Mittelzeiten und flüchtigere Längen als jene Ueberlangen stehen. Der flüchtigeren Länge aber und der Mittelzeit nicht bloß zwei, sondern gar drei Moren anweisen, heißt ja die Willkühr des Silbenzwanges vermöge des Verstaktes vom Erträglichen zum Unerträglichen steigern.

Eben so wenig berücksichtigten die Alten bei Hervorbringung des Verstaktes das verschiedene Zeitmaß der Längen und Kürzen in steigenden Füßen, Jamben, Anapästen und vierten Päonen, vergli-

glichen mit den Längen und Kürzen der sinkenden Trochäen, Daktylen und ersten Päonen, oder mit dem schwebenden Spondeus und dem zugleich steigenden und sinkenden Amphibrachys, Kretikus und Cboriambus. Man wird mir nicht einwenden, daß die Alten selber auf diesen Unterschied aufmerksam machen, z. B. der schon genannte Dionysius, wenn er (Cap. 20. p. 154. Goeller) in dem Homerischen Verse:

Αὐτίς ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λαῶας ἀναιδής.

Wieder hinunter entrollte zur Ebene trozig der Felsen.
einige Füße (doch wohl die beiden mittelsten) von Tribrachen nicht sehr verschieden findet. *)

Auch

*) Tribrachen sind gemeint, wenn auch τροχαίων im Texte steht und stehen bleiben muß. Schäfer's, freilich auch nur fragweise hingeworfene, Vermuthung: τριβραχέων ist ganz überflüssig. Denn der Fuß, den einige Tribrachys nannten, hieß nach anderen Choreus und Trochaeus, Beim Scholiasten des Hephaestion (P. 158 Gaisf.) liest man folgende Worte: Τῶν δὲ τρισυλλάβων πρῶτος μὲν ὁ χορεῖος, ὁ καὶ τρίβραχυς, ἐκ τριῶν βραχυῶν. Ἐκλήθη δὲ χορεῖος, ὅτι οἱ ὑπὸ τῶν χορευόντων ἀδόμενοι ἐν ταῖς χορείαις ὕμνοι, ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον ἐκ τοιούτων συνίσταντο μέτρων. ὁ καὶ τροχαῖος καὶ βραχυσύλλαβος. Eine zweite Bestätigung bietet Quintilian. (IX. 4. §. 82. Tom. III. p. 590. Spald.): Tres breves trochaeum, quem tribrachyn dici volunt, qui choreo trochaei nomen imponunt. Eine dritte findet sich bei Cicero (Orat. 57.): contraque accidere in spondeo et trochaeo, quod alter longis constaret, alter e brevibus fieret. — — Trochaeum autem, qui est eodem spatio, quo choreus, cordacem appellat [Aristoteles], quia contractio et brevis dignitatem non habeat. Cap. 63: Insistit autem ambitus modis pluribus, e quibus unum est secuta Asia maxime, qui dichoreus vocatur, quum duo extremi chorei sunt, id est, e singulis longis et brevibus. Explanandum est enim, quod ab

Auch dieser Unterschied hatte auf die Richtigkeit des Verses keinen Einfluss; vielmehr konnte jede Länge jede Stelle einnehmen, welche eine Länge forderte; wohl aber hatte er Einfluss auf den malerischen Ausdruck der Gedanken durch kräftige oder schwache, durch mühselige oder behende oder fließende oder rollende oder hüpfende Bewegung.

Diese Ungleichartigkeit sowohl der Längen als der Kürzen (die Mittelzeiten gehören beiden an) haben also die beiden alten Sprachen mit der un-

aliis iidem pedes aliis nominantur vocabulis. Vergleicht man diese Stellen des Dionysius, Cicero und Quintilianus mit der Behauptung des angeführten Scholiasten, daß die Gesänge der Tanzenden größtentheils aus Tribrachen beständen, — wie denn in der That ein von Böckh (de Metris Pindari p. 271) geordnetes Tanzgedicht des Pratinas mit zahlreichen Tribrachen anfängt, — so kann man leicht auf die Vermuthung kommen, daß Aristoteles in der bekannten Stelle (Rhetor. III. 8), wo er nur des ἡρῶος (ῥυθμός), des ἱαμβος, des τροχαῖος und des παιάν gedenkt, unter dem τροχαῖος den Tribrachys oder den Trochaeus und Tribrachys zugleich verstehe, wie er unter dem ἡρῶος ῥυθμός zugleich den Daktylus und den Spondeus zu begreifen scheint. Seine Worte sind: Ὁ δὲ τροχαῖος, κορδακικώτερος. δηλοῖ δὲ τὰ τετράμετρα. ἔστι γὰρ τροχὸς ῥυθμός τὰ τετράμετρα. Die Tetrameter werden dieser Vermuthung nicht hinderlich sein, da uns die Tanzkunst der Alten noch unbekannter ist als ihre Musik. Vielleicht tanzte man zu abgesungenen Tetrametern, die dann bei frivolen Tänzen, dergleichen der Kordax war, den flüchtigen Tribrachys lieben mochten. Die angeführte Stelle des Aristoteles nun haben fast alle Rhetorikenschreiber nach ihm vor Augen gehabt, und sind von ihren Herausgebern bald beschuldigt

unsrigen gemein. Wäre es anders, und wie man sich's gewöhnlich vorstellt, so würden jene den vermeinten Vorzug vor der Deutschen nicht nur nicht haben, sondern ihr in diesem Punkte sogar nachstehn.

Vielleicht wird man mir diese Aehnlichkeit der drei genannten Sprachen im Allgemeinen zugestehen, mir aber zugleich einwenden, daß sich unsere zahlreichen, bald zu langen, bald zu kurzen Mittelzeiten denn doch mit den Mittelzei-

worden, sie hätten den Aristoteles nicht verstanden, bald sie selber wären durch die Abschreiber verderbt. Quintilian (X. 4. §. 88.) schreibt: *Licet igitur pæona sequatur Ephorus, inventum a Thrasymacho, probatum ab Aristotele, dactylumque, ut temperatiores brevibus ac longis; fugiat spondeum et trochaem, alterius tarditate, alterius celeritate damnata; herous, qui est idem dactylus, Aristoteli amplior, iambus humanior videatur; trochaem ut nimis currentem damnet, eique cordacis nomen imponat; eademque dicant Theodectes ac Theophrastus, similia post eos Halicarnasseus Dionysius. Und Spalding macht folgende Anmerkung: Non unus est librariorum error in hisce pedum maxime nominibus. Qui enim contulerit Aristotelem loco aliquoties et modo citato, simulque nostri rationem nominum imponendorum attenderit (§. 80. 82.), facile agnoscet pro *trochaem*, si minus bis, semel certe reponendum esse *chorem*. Dem kann ich nun nach dem oben gesagten nicht beistimmen; und daß der Trochäus zweimal genannt wird, geschieht, weil einmal des Ephorus, das andere des Aristoteles Urtheil darüber angeführt wird. Eine gründlichere Untersuchung hierüber anzustellen ist mir jetzt nicht vergönnt: theils gebricht es mir an der erforderlichen Zeit, theils habe ich auch die Werke nicht zur Hand, welche ich zuvor nachschlagen müßte.*

zeiten der alten Sprachen schwerlich vergleichen lassen. Man braucht keine Deutschen Hexameter und Trimeter gemacht, sondern nur gelesen zu haben, um das volle Gewicht dieses Einwandes zu fühlen; aber die unfügsamen Mittelzeiten sind auch unsere schwächste Seite, das eigentliche Kreuz unserer Verskünstler. Denn will man sie ohne Anstoss für feinhörende Leser behandeln, so ist hiezu eine Fertigkeit erforderlich, welche mit zu grossem Zeitaufwande errungen, und meistens auf Kosten des Sinnes und guten Ausdrucks angewendet wird. Nimt man es aber mit den Härten nicht so genau, so wird der gebildete Hörer, und namentlich der Kenner der Alten, nicht befriedigt. Eine Theorie auszusinnen, welche diese Härte hebt und uns den Alten näher bringt, gehört keinesweges zu den schwierigen Dingen: dieser von einigen geäusserte Wunsch wäre vielmehr leicht zu befriedigen. Allein die gewünschte Theorie würde uns ebenfalls nicht weiter bringen, sondern durch zahlreiche einschränkende Regeln die Schwierigkeiten der Ausübung bis zum Unerträglichen steigern. Einen Mittelweg einzuschlagen dürfte auch hier das Gerathenste sein. *) Alle Härten lassen sich nicht entfernen, und Gränzstreit wird bei jeder Deutschen Zeitmessung übrig bleiben.

Wir werden also wohl gestehen müssen, daß
wir

*) Ich meine z. B., jene kräftigeren Mittelzeiten: bar, voll, thum, los, wenn, als, dann und dgl. sollen nicht ein für allemal zu Längen erhoben werden, aber auch nicht mehr die zweite, sondern nur die dritte Silbe im Daktylus bilden dürfen.

wir die Glätte Griechischer und Römischer Verse im Ganzen niemals erreichen werden. Das berechtigt aber noch nicht die unsrigen ein Surrogat zu nennen. Was dazu berechtigt, und doch auch nur unter der Voraussetzung, daß jemand sie für ein treues Echo der Griechischen ausgiebt, ist die gänzliche Verschiedenheit des Taktes. Die Spondeen, Daktylen und Anapästen der Alten wurden ihrer Natur gemäß im Zweivierteltakt vorgetragen, und ihr Hexameter war mithin ein gleichschwehender Vers. *) Der unsrige dagegen, wie überhaupt unsere Daktylen und Anapästen, läßt den dreitheiligen Takt hören, in welchem wir Deutsche fälschlich auch Griechische und Römische Hexameter vortragen. Dies hat Solger sehr richtig gesehen, und ich zweifle nicht im mindesten, daß ein Alter unsere Hexameter den seinigen durchaus unähnlich finden würde. Bei den Trochäen und Jamben findet der umgekehrte Fall statt: den Griechischen ist der dreitheilige Takt eigen, den unsrigen der zweitheilige, wenigstens in solchen Gesängen, die sich der alltäglichen Aussprache am meisten nähern **). Wie weichlich aber der dreitheilige Takt ist, wenn man ihn mit dem zweitheiligen vergleicht, wird jedes gebildete Ohr bei

*) Die hier zu machende Anmerkung ist mir unvermerkt zu einem Excurse angewachsen, den ich also am Schlusse meines Aufsazes lieber als Beilage liefern werde.

***) Vom Takte der Deutschen Verse habe ich ausführlich gehandelt in dem Aufsaze: Ist es rathsam den Trochäus aus dem Deutschen Hexameter zu verbannen?

bei dem Vortrage von Gesängen in beiden Taktarten vernehmen; und daß auch die Alten so urtheilten lehrt mehr als Eine Stelle bei ihnen. Man sehe den Proclus in den von Ruhnken gesammelten Scholien zum Plato S. 156, wo ihm der Daktylus παιδευομένοις προσήκων ist, ὡς ἰσότητε κεκοσμημένος. Ferner den Longinus Cap. XXXIX. 4. und den Dionysius von Halikarnassus Cap. XVII. S. 117. f. Goeller. Die letzte dieser drei Stellen wird der Leser in der Beilage finden.

Soviel zuvörderst über die Frage, ob und in wiefern unsere Nachahmungen antiker Versmasse als ein Surrogat von jenen anzusehen sind. Zum andern will ich auf die Frage, ob unserer Muttersprache Maß und Rhythmus abgehe, antworten. Unseren Versen Maß und Rhythmus schlechthin abzusprechen, halte ich kaum für eine Möglichkeit, und zweifle, daß dies irgend jemand gethan habe oder thun werde; daß aber die Alten den Verstakt vermöge eines bestimmten Maßes ihrer Silben hervorbringen, die Deutschen dagegen durch den Wortton, das ist unwiderleglich. Ist bei den Alten der Accent zuweilen, bei uns die natürliche Länge *) der Silben oft nicht ohne Einfluß auf den Rhythmus, so ist dieser Einfluß doch nur etwas untergeordnetes, keinesweges aber eigentliches Princip. Moritz, des-

*) Natürliche Längen kann man schicklich diejenigen Längen nennen, welche, abgesehen von aller Betonung, eine längere Zeit zur Aussprache erfordern, wie Aal, Art, Ton, aus, heit, thum im Gegensatz von Sach, Loch, Trit, Spruch, es, lich, nifs, welches natürliche Kürzen sind.

dessen Verdienst um unsere Silbenmessung man zu verkennen oder zu vergessen scheint, fand in der Betonung unser eigentliches Princip, aber er beobachtete nicht scharf genug und blieb auf halbem Wege stehn. Er erkannte nur den Hochton und Ueberton und überhörte den Tiefton, so daß ihm zusammengesetzte Wörter nur Einen Ton hatten, und ihm Hausrath nicht Spondeus, sondern nur Trochäus war. Wäre ihm dies nicht entgangen, wer weiß, ob nicht schon er die Palme davongetragen hätte, welche sich sechzehn Jahr später Vofs errungen hat.

Obgleich es nun unsere Sprache nicht an dem Maße der Silben, d. h. an natürlichen Längen und Kürzen fehlt, so nimmt doch unsere Verskunst hierauf nur eine Nebenrücksicht, und es kann ihr dasselbe daher in einem gewissen Sinne abgesprochen werden. Kann man ihr aber deshalb auch das Tonmaß absprechen? Gewiß nicht. Vom Ueberton bis zur sogenannten Tonlosigkeit haben wir eine Stufenleiter, auf der wenigstens einige Stufen völlig bestimmt sind. Wer kann den Ueberton und den Hochton anders brauchen, als die Alten ihre Länge? wer die tonlosen Vor- und Nachsilben anders, als jene ihre Kürzen? Und sind etwa die tieftonigen Stammsilben von zweifelhaftem Gebrauche? Nur das Tonmaß der Mittelzeiten ist unbestimmt.

Neue Verschiedenheit bringen in diese fünffache Stufenleiter die natürlichen Längen und Kürzen. Bezeichnen wir nämlich die natürliche Länge durch (—), die natürliche Kürze durch (v), den Ueberton durch ("), den Hochton

ton durch ('), den Tiefton bedeutender Stammsilben durch ("), den Tiefton eigentlicher Mittelzeiten durch (') und die Tonlosigkeit durch nichts, so läßt sich diese zehnfache Folge von Silben aufstellen: 1, —" (Aal-rau-pen fangt). 2, v" (Sprich - wörter lernt). 3, —' (Aa-le). 4, v' (Si-cheln). 5, —" Meer-aa-le. 6, v" (Trost-sprü-che). 7, —' (Frei-heit). 8, v' (Loe-win). 9) — (De-ro). 10) v (Die-ner).

Dafs unsere Sprache in diesem Tonmalse auch Rhythmus besitze, fällt wiederum von selbst in die Augen, oder vielmehr in die Ohren; nur wird er auf eine andere Art hervorgebracht als in den alten Sprachen. Rhythmus, oder wenigstens Eurhythmie entsteht nicht durch eine Reihe völlig gleicher Silben: weder

— — — — —
noch

v v v v v v v v v
ist ein Rhythmus, selbst die Silben

— vv — — —

sind noch kein Vers, sondern enthalten nur den Stoff dazu und sind mehr als Einer Behandlung fähig, z. B.

1) —' vv —' — —'

2) — v'v — —' —

3) — v'v —' — —

4) —' vv —' —' —

5) — vv | —' — —'

indem wir das fünfte Mal den Daktylus zur unbe-

betonten Basis machen. Welchen von diesen fünf Rhythmen jene sechs Silben annehmen sollen, hängt im Griechischen von der Willkühr des Dichters ab. Den Hörer belehrt hierüber die Musik des Gedichts, oder der deklamatorische Vortrag, den Leser der Plaz, den dieser Vers unter andern einnimmt, oder herkömmliche Behandlung. Oft erblickt man auch das Versmaß über dem Gedichte, damit sich der Leser im Vortrage danach richte: Wäre das nöthig, wenn eine Reihe Silben stets einen bestimmten Rhythmus enthielte? Im Griechischen nun ist dieser auch nicht aus der Betonung der Worte zu erkennen, vielmehr würde man gänzlich auf Abwege gerathen, wenn man diese befragen wollte. Auch im Lateinischen hat die Betonung nur auf die mehr volksthümlichen Versarten einen wesentlicheren Einfluss.

Bei uns Deutschen findet gerade der umgekehrte Fall statt: die Versbetonung ist in der natürlichen Betonung der Worte gegeben, aber der zu betonende Stoff muß ihr schicklich untergeordnet werden; wiewohl in Versen, die streng nach der Regel gemacht sind, den gebildeten Leser selten ein Mißgriff stören wird: ein Punkt, worin unsere Verskunst einen Vorzug vor der alten hat. Der Vers:

Schauet das Saatheld an!

kann eigentlich nur so gelesen werden:

— ' u u — ' — —

der Vers:

Donnnergekrach herrollt

nur

nur

—' u u —' —' —;

denn

—' u u — —' —

ist schon eine kleine Willkühr, ohne die aber freilich mancher den Alten abgeborgte Vers niemals zu Stande käme. Sicherer würde die Betonung

—' u u —' —' —

durch die Worte

Sturmes Gebraus' andringt

oder durch

Nimmer vermag's Ein Mann

ausgedrückt die Betonung:

— u u — —' —

scheint mir im Deutschen ganz unerreichbar, oder doch als mehr denn zweideutige Künstelei verwerflich. Solche Auflösungen der Alten dürften einer ihrer wesentlichen Vorzüge sein.

Besitzt nun unsere Muttersprache, wie nicht zu läugnen ist, Tonmafs, und deutet sie durch dasselbe den Vortrag des Verses sogar sicherer an, als dies in den Versen der Alten durch das Mafs der Silben geschieht, so sehe ich nicht ein, wie man ihr Rhythmus absprechen könnte. Nicht einmal die Italiänische, Französische und Spanische Sprache ist ohne Rhythmus, obgleich weder die eine noch die andere jemals auch nur den aus lauter gleichartigen Füfsen bestehenden Hexameter mit Erfolge nachgebildet hat. Ja ich behaupte sogar, dafs die gereimten Vers-

Versarten, die den genannten drei Sprachen eigen sind, bei ihren Dichtern vielmehr Rhythmus haben, als bei den unsern, wenn wir den häufigen Zusammenfluß der Vokale im Italiänischen und Spanischen übersehen, der uns Deutsche in vielen Fällen allerdings unangenehm bleiben wird. Irre ich nicht, so ist die Ursach dieser Erscheinung folgende: *)

Jene südlichen Sprachen geben den Rhythmus des Verses, z. B. der Hendecasillaben, nur im Allgemeinen durch zwei oder drei hervorstechende Accente an, welche stets mit einer Pause verbunden sind; alle Silben aber, welche sich zwischen diesen Accenten befinden, nehmen jeden dem Dichter gefallenden Rhythmus an. Welcher Rhythmus kann dagegen in unseren Oktaven erfreuen? Fünfschwache, nicht selten falsch gemessene Jamben ohne kunstmäßig angebrachte Hauptaccente und Cäsuren. Ihr Fehler ist also der, daß sie weder nach Griechischer, noch nach Italiänischer und Spanischer Weise gemessen sind.

Hier drängt sich nun unwillkührlich die Frage auf: Warum können die Südeuropäischen Sprachen die Versarten des Alterthumes nicht nachbilden, und welche Eigenschaft macht unsere Muttersprache

*) Ich habe diesen Gegenstand auch berührt in meinem Versuch einer Grundlage der Deutschen Ton- und Silbenmessung. An einem Orte, der mir, als ich jene Abhandlung schrieb, noch unbekannt war, handelt hievon auch Breitingen in seiner Fortsetzung der kritischen Dichtkunst. S. 465. ff.

sprache zu dieser Nachbildung fähig? Unsere Betonung beruht auf der Bedeutsamkeit der Wörter und Silben und erfreut sich hiedurch einer sicheren Stufenfolge, während in jenen Sprachen der Ton bald auf Stammsilben, bald auf Biegungssilben ruht, mit der Verlängerung und Verkürzung des Wortes seine Stelle ändert, und mithin selber unbestimmt und schwankend, diese Eigenschaft auch den benachbarten Silben mittheilt.

Es könnte und sollte hier wohl noch manches zur Sache gehörige wenigstens berührt werden; aber ich muß mich aus den schon oben angegebenen Gründen mit dem Gesagten begnügen, um noch die letzte Frage, ob den Deutschen Versen die Musik abgehe, kürzlich zu beantworten.

Da die Deutschen ohne Widerstreit ein sehr musikalisches Volk sind, so darf man auch wohl in ihren Versen Musik erwarten. Doch so folgern hiesse den Knoten nicht lösen, sondern zerschneiden. Auch meint man die obige Frage aufstellend nicht die Musik, welche dem Verse durch Gesang mitgetheilt wird, sondern die Musik, welche der Vers hören läßt, wenn wir ihn kunstgemäfs recitieren. In jener Musik dürften wir es wohl den Griechen an unbeschränktem Rhythmus, freier Modulation und Mannigfaltigkeit der Mittel zuvorthun, ja gewissermaßen auch an Richtigkeit der Deklamation, da ihr Gesang wohl schwerlich die natürliche Betonung berücksichtigen konnte, während dies bei uns sogar Regel ist. Was aber die andere, schon im Verse selbst liegende Musik betrifft, so ist

ist die Untersuchung hierüber gewiß eine der schwierigsten und von der Art, daß niemand sie aus dem Stegereif anzustellen vermag. Was ich also hierüber sagen werde, wolle man, wie den ganzen Aufsatz, als einen durchaus anspruchlosen Versuch ansehen.

Daß das Musikalische, oder bestimmter gesagt, das Melodische der Worte in ihrer Betonung oder den Accenten liege, glaube ich der Kürze halber als ausgemachte Sache ansehen, und sogleich zur Sache schreiten zu dürfen.

Wir bezeichnen mit dem Worte Ton oder Accent den Höhengrad der Stimme oder den Grad der Stärke, womit wir die einzelnen Silben aussprechen, oder beides zusammen. Die Benennungen *ᾠροσφῶν* *) und *accentus* deuten an sich nur auf den Höhengrad der Stimme, ohne jedoch die Rücksicht auf ihre Stärke deshalb auszuschließen; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß wir in den meisten Fällen beides verbinden. Der Zornige z. B. spricht nicht bloß mit erhöhter, sondern auch mit verstärkter Stimme, und Gebete werden zugleich tief und leise gesprochen. Das gewöhnlich auch längere Dauer der Silben mit ihrer erhöhten Aussprache verbunden ist, kann nicht geläugnet werden, und ist für die eigentliche Musik

*) Auch das Wort *τόνος* scheint mehr Erhebung als Verstärkung der Stimme anzudeuten, da *τόνος* ausdrücklich den (ganzen) Ton in der Musik (z. B. von c. zu d. oder von g zu a) bezeichnet, wie *τονώριον* die Pfeife, womit Rednern und Andern die Tonhöhe angegeben wurde, in welcher sie sprechen sollten.

sik auch wichtig; allein im Recitieren ist längere Dauer oft fast unmöglich und wenigstens unnatürlich, z. B. beim Aussprechen eines kurzen Vokales mit nachfolgender Muta, dergleichen die Wörter *glatt*, *Stück*, *top!* darbieten, wenn sie heftig ausgesprochen werden^{*)}; auf keinen Fall aber ist sie wesentlich.

Soviel vom Begriff der Accente. Ihre Tonleiter enthält unzählige Stufen, so viele als die musikalische Tonleiter, wenn wir sie nicht bloß nach ganzen und halben Tönen, sondern nach *Kommaten*^{**)}, und noch kleineren Theilen bestimmen.

Arten des Accenten, im weitem Sinne des Wortes, zählen wir sechs^{***)}: sie sind 1, der grammatische oder Wortaccent, 2, der logische oder Redeaccent, 3, der pathetische oder Accent der Empfindung, 4, der Accent der Vocale, 5, der rhythmische Accent, 6, der melodische oder der Accent des Gesanges. Was der Abt d'Olivet^{†)} den Nationalaccent und den gedruckten Accent heisst (*l'accent national* und *l'accent imprimé*) gehört beides nicht hieher. Auch vom melodischen Ac-

^{*)} Wenn sie heftig ausgesprochen werden; denn bei gemächlicher Aussprache lassen sich allerdings auch die Mutae gewissermaßen dehnen, wenn man den sie abschließenden Hauch verzögert.

^{**)} Den Fremdlingen in der Musik wird es genügen zu wissen, daß die Musiker unter einem Komma den neunten Theil eines ganzen Tones verstehen. Man sehe die vorlezte Anmerkung.

^{***)} Boeckh de Metris Pindari S. 58.

^{†)} *Traité de la Prosodie Française* par l'Abbé d'Olivet. A. Geneve 1758. S. 24. ff.

Accente und vom Accent der Vocale kann die Rede nicht sein: vom melodischen nicht, weil die Frage, ob es den Deutschen Versen an Musik fehle, sich nicht auf wirklichen Gesang, sondern nur auf Recitation bezieht; vom Accent der Vokale aber, (auf dessen Wesen die Bemerkung führt, daß das i der höchste, das u der tiefste Vokal ist, die übrigen aber verschiedene Mittelstufen einnehmen), deshalb nicht, weil wir einerseits die echte Aussprache der Griechischen Vokale und Diphthonge nicht genugsam kennen, um eine Vergleichung zwischen Griechischen und Deutschen Versen in dieser Beziehung anzustellen, anderseits die von Flörke *) begonnene Untersuchung über die Tonleiter der Vokale noch nicht weit genug gediehen ist.

So bleiben nunmehr viererlei Accente zu betrachten übrig, der Wortaccent, der Redeaccent, der pathetische und der rhythmische Accent, Und welche Musik brachten diese im Griechischen Verse hervor?

Der Wortaccent der Griechen ist ein zwiefacher, der Acut und der Gravis, denn der Circumflex, den man wohl auch als einen dritten ansieht, ist nur seinem Entstehen nach Acut und Gravis zugleich, für das Ohr aber nichts anders als ein gedehnter Acut. So trägt Dionysius von Halikarnassus die Sache vor. Nach ihm hat jedes Wort nur Einen Acut und dieser erhebt

*) Neue Berlinische Monatschrift Bd. X. S. 161. ff. und S. 343. ff. Bd. XI. S. 151., ff. an welchem letzten Orte frühere Versuche von Sam. Reyher und Hellwag angeführt werden.

hebt die Silbe bis zur Quinte; alle übrigen Silben werden im Grundtone (mit dem Gravis) ausgesprochen *). Zwar behaupten Hermann und Böckh, mehrsilbige Wörter hätten mehr als Einen über den Gravis hervorgehobenen Accent; allein ihre Gründe werden nicht allen Lesern genügen: die Alten schweigen hievon, oder sagen das Gegentheil **), und die Natur der menschlichen

*) Dionys. Hal. de Comp. Verbb. XI. S. 64. ff. Goeller: Διαλέκτου μὲν οὖν μέλος ἐνὶ μετρεῖται διαστήματι τῷ λεγόμενῳ διὰ πέντε, ὡς ἔγγιστα. [ὡς ἔγ. wenn man das Intervall so genau als möglich angeben will; die Lateinische Uebersetzung drückt die Urschrift nicht aus.] καὶ οὔτε ἐπιταίνεται πέρα τῶν τριῶν τόνων καὶ ἡμιτονίου ἐπὶ τὸ ὀξύ, οὔτε ἀνίσταται τοῦ χωρίου τούτου πλεῖον ἐπὶ τὸ βαρύ. Οὐ μὴν ἅπασά γε λέξις ἢ κατ' ἐν μόριον λόγου τατομένη ἐπὶ τῆς αὐτῆς λέγεται τάσεως. ἀλλ' ἢ μὲν ἐπὶ τῆς ὀξεΐας, ἢ δὲ ἐπὶ τῆς βαρείας, ἢ δὲ ἐπ' ἀμφοῖν. Τῶν δὲ ἀμφοτέρων τὰς τάσεις ἔχουσιν αἱ μὲν κατὰ μιάν συλλαβὴν συνεφθαρμένον ἔχουσι τῷ ὀξεῖ τὸ βαρὺ, αἳ δὲ περισπωμένας καλοῦμεν. αἱ δὲ ἐν ἑτέρῃ τε καὶ ἑτέρῃ χωρὶς ἑκάτερον, ἐφ' ἑαυτοῦ τὴν οἰκείαν φύλαττον φύσιν. Καὶ ταῖς μὲν δυσυλλάβοις οὐδὲν τὸ διὰ μέσου χωρίον βαρύτητός τε καὶ ὀξύτητος. [Diese letzten Worte sind schwer zu verstehen oder verderbt]. ταῖς δὲ πολυσυλλάβοις, ἢ λίαν ποτ' ἂν ὦσιν, ἢ τὸν ὀξὺν τόνον ἔχουσαι μὴ ἐν πολλὰς ταῖς ἄλλαις βαρείαις ἔνεστιν. Ἡ δὲ ὀργανική τε καὶ ὠδικὴ μουσα διαστήμασί τε χρῆται πλείοσιν, οὐ τῷ διὰ πέντε μόνον, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ διὰ πᾶσιν ἀρξαμένη, καὶ τὸ διὰ πέντε μελωδεῖ, καὶ τὸ διὰ τεσσάρων, καὶ τὸ δίτονον [so hätte Goeller mit Böckh schreiben sollen], καὶ τὸ ἡμιτόνιον, ὡς δὲ τινες οἰοῦνται, καὶ τὴν δίεσιν αἰσθητῶς.

*) Dionysius a. a. O. Cicero Orat. 18: „Ipsa enim natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus, nec a postrema syllaba citra tertiam“. (*citra*, insofern Cicero

chen Sprache verlangt wenigstens keinen zweiten Accent, insofern wir Hebung der Stimme unter Accent verstehen; wenn man gleich nicht leugnen kann, daß in mehrsilbigen Wörtern gewisse Silben außer der betonten vermöge ihrer Stellung einen rhythmischen Nachdruck (ictus) ohne Hebung erhalten, wie die Endsilben in *ἐτύπτετὲ*, *redigerè*, *verwéndetèn*. Demnach war der Wortaccent eine fremdartige melodische Begleitung des Griechischen Versrhythmus, der sich nie nach jenem richtete noch richten konnte. Der rhythmische Accent, d. h. der mit keiner Hebung verbundene Ictus der guten Takttheile des Verses, konnte die Wortbetonung nicht stören, wohl aber, wenn sie außer der Tonhebung auch Tonverstärkung war, von ihr gestört werden, weshalb auch der Römer in volksmässigen Versarten eine Ausgleichung beider Accente zu vermitteln suchte. Daß der Redeaccent keine anderen Silben treffen konnte, als die, welche den Wortaccent hatten, ist wohl höchst wahrscheinlich, theils aus der Natur der Sache, theils aus dem Schweigen der Alten. Der pathetische Accent endlich, (den wir mit dem pathetischen Vortrage überhaupt nicht verwechseln müssen) kann sich vom Wort- und Redeaccent kaum durch etwas anderes unterscheiden als durch veränderte Intervalle des Steigens und Sinkens

sich vor dem Worte, nicht hinter demselben, denkt) Quintilian. I. 5. 31: „Est autem in omni voce utique acuta, sed nunquam plus una nec ultima unquam.“

kens, durch vermehrten oder verminderten Nachdruck, und dadurch, daß er im Sinken und Steigen alle zwischen den Endpunkten liegende Intervalle berühren darf *), während der Wort- und Redeton springt. Und welche Silben traf nun der pathetische Accent? Welche sonst, als die mit dem Acut oder Circumflex versehenen? so daß diese zugleich die Träger des Wortaccents, des Redeaccents und des pathetischen Accentes waren. Da sie aber eben so oft kurz als lang, eben so oft bloße Verhältnisse ausdrückende Vor- und Nachsilben, als bedeutungsvolle Stammsilben sind, kurze und unbedeutende Silben aber für den pathetischen Accent, wenigstens in so fern er melodisch sein will, keine bequemen Träger abgeben, so scheint mir die Griechische Sprache nicht in hohem Grade melodisch gewesen zu sein **), und darin sogar der Lateinischen nachzustehen, daß diese den Accent nie auf Endsilben und gewöhnlich auf lange Silben setzt.

Das ist es, was sich mir bei der ersten Untersuchung der Musik Griechischer Verse darbietet, d. h. Weniges, und zum Theil auch wohl Falsches.

Aus-

*) Man wird mich leicht verstehen, wenn man in innigem Tone die Worte: Nein, thue es nicht! oder: O glaube mir's! ausspricht und aufmerkt, wie sich die Stimme auf den Silben Nein und O aus der Höhe sanft in die Tiefe hinabsenkt.

**) Auch nannten die Griechen den Rhythmus den Vater, die Melodie die Mutter der Musik und gaben jenem den Vorzug, während es bei uns umgekehrt ist.

Bei uns Deutschen sind, wenn wir seltene Ausnahmen übersehen wollen, alle übrigen Accente stets mit den Wortaccenten verbunden, diese aber wiederum mit den bedeutungsvollen Silben. Dadurch entsteht eine Uebereinstimmung und Kraft, denen wir es mit zuschreiben müssen, daß unsere Sprachwerkzeuge die größten Schwierigkeiten zu besiegen vermögen. Was unsere Muttersprache aber melodisch macht, ist Folgendes: 1, Unsere Accente sind kein äußeres Beiwerk bloß zur Bildung und Unterscheidung der Wörter, sondern wohnen, so zu sagen, im Herzen derselben. 2, Sie erheben sich nicht bloß zur Quinte, sondern steigen weit über dieselbe empor und modulieren durch alle dazwischen liegende Intervalle. 3, Da sie nur bedeutende Silben treffen, so hat der pathetische Accent (und dieser ist der eigentliche Sitz des Melodischen) gehörigen Raum zu verweilen und die Gefühle des Sprechenden in allen ihren Abschattungen auszudrücken.

Bewundern wir nun mit Recht die mannigfaltigen Vorzüge der Griechischen Sprache und Verskunst, so dürfen wir uns doch auch unserer Muttersprache erfreuen, einer Sprache, der es keinesweges an bestimmtem Maße und Rhythmus fehlt *), die es höchst wahrscheinlich der Griechischen an Melodie zuvorthut, und die sich die Versmaße jener und zugleich auch die freieren un-

[*) Ich hole hier noch einen Beweis, daß unsere Deutschen Sprache Maß besitze, nach. Die Verse der Alten lassen sich scandieren, d. h. in gemessenem Takte mit Angabe der einzelnen Füße und ihrer

ungemessenen (unscandierten und nur gezählten) Rhythmen der Italiäner, Spanier und Franzosen fast alle angeeignet hat oder doch aneignen kann.

B e i l a g e

über zwei Stellen des Dionysius von Halikarnassus; oder: hatte der Hexameter der Alten geraden Takt?

Hermann in seinen *Elementis doctrinae metricae* behauptet S. 317. f., die erste Länge des Daktylus im Hexameter betrage weniger als zwei Kürzen, mehr als Eine, und beruft sich auf zwei Stellen des Dionysius von Halikarnassus (*De Compos. verbb. Cap. XVII. S. 118.* und

Beschaffenheit vortragen. Dies ist auch bei den unsrigen der Fall, heinesweges aber bei den Versen der südeuropäischen Sprachen. In der *Encyclopédie ou Dictionnaire des sciences etc. publié par Diderot et d'Alembert* heißt es im Artikel *Accent* (Th. I. S. 65. der Pariser Folioausg. v. J. 1751.) von dem Französischen ausdrücklich: „Nos vers ne sont formés que par l'harmonie qui résulte du nombre des syllabes, au lieu que les vers grecs et les vers latins tirent leur harmonie du nombre des piés assortis par certaines combinaisons de longues et de breves.“

und Cap. XX. 8. 153. f. Goeller). Allein diese Stellen scheinen mir nicht zu beweisen, was sie beweisen sollen, und durften wenigstens nicht unerläutert noch ohne Fingerzeig bleiben, was unter solchen Daktylen mit den Spondeen anzufangen sei. Ich will beide Stellen, und zwar vollständiger als sie bei Hermann stehen, und mit Angabe des Zusammenhanges hersetzen. Die erste Stelle befindet sich in demjenigen Capitel, wo Dionysius vom Rhythmus der Worte handelt, und die einzelnen Füße in Rücksicht ihres rhythmischen Werthes für den Redner beurtheilt, und betrifft den Daktylus: Ὁ δὲ ἀπὸ τῆς μακρᾶς ἀρχόμενος, λήγων δὲ ἐς τὰς βραχείας, Δάκτυλος μὲν καλεῖται, πάνυ δὲ ἐστὶ σεμνός, καὶ εἰς τὸ κάλλος τῆς ἀρμονίας ἀξιολογώτατος, καὶ τό γε ἡρωϊκὸν μέτρον ἀπὸ τούτου κοσμεῖται ὥς ἐπὶ τὸ πολὺ. Παράδειγμα δὲ αὐτοῦ τόδε.

Ἰλιοθεν με Φέρων ἄνεμος Κικόνεσσι πέλασεν.
Οἱ μέντοι ῥυθμικοὶ τούτου τοῦ ποδὸς τὴν μακρὰν βρα-
χυτέραν εἶναί φασι τῆς τελείας· οὐκ ἔχοντες δὲ εἰπεῖν
πόσῳ, καλοῦσιν αὐτὴν ἄλογον.

Ἔτερος ἐστὶν ἀντίστροφον ἔχων τούτῳ ῥυθμόν, ὃς ἀπὸ
τῶν βραχειῶν ἀρξάμενος ἐπὶ τὴν ἄλογον ταύτην (mit Herm.)
τελευτᾷ. Τοῦτον χωρίζαντες ἀπὸ τῶν ἀναπαίστων,
Κυκλικὸν καλοῦσι, παράδειγμα αὐτοῦ Φέροντες τοιόνδε·

Κέχυται πόλις ὑψίπυλος κατὰ γᾶν.

Was meinen die Rhythmiker hiemit? Verstehen sie unter τούτου τοῦ ποδὸς alle Daktylen überhaupt, so sind wir, ihnen folgend, nicht berechtigt andere Daktylen als mit irrationaler Arsis anzunehmen. Verstehn sie aber unter τούτου τοῦ ποδὸς den Daktylus im Hexameter, so muß man
aber-

abermals fragen, ob im Hexameter überhaupt, oder in dem oben angeführten. Lezteres wird wahrscheinlich, wenn wir ihn näher betrachten, und dasjenige vergleichen, was Dionysius im zwanzigsten Capitel sagt, aus welchem die zweite Stelle entlehnt ist. Der angeführte Hexameter ist nämlich durchaus keiner, wie er dem Dionysius zuerst in die Augen fiel, sondern sorgfältig ausgewählt und ein Seitenstück des oben angeführten: αὐτίς ἔπειτα κ. τ. λ. Er besteht aus lauter Daktylen, enthält auch nicht Einen Diphthong, nur einen einzigen entschieden langen Vokal (ω), nirgend gehäufte Konsonanten, (vielmehr kann ohne Verletzung des Silbenmaßes nirgend ein Konsonant ausgestossen werden), und fließt endlich so ohne Anstofs und Pause dahin, daß jede Cäsur, die man anbrächte, willkührlich wäre, und nicht durch die Worte selbst, sondern bloß durch das Bedürfnis des Verses herbeigeführt würde. Daß nun in Daktylen dieser Art die Länge nicht das Doppelte der Kürze ist, wird jeder hören, ohne es erst von den Rhythmikern zu lernen.

Mit der zweiten Stelle, im 20. Capitel, hat es diese Bewandnis. Dionysius lehrt daselbst, wie die Rede den Gegenständen auch in Bewegung und Harmonie entsprechen müsse. Es müsse, sagt er, der gute Dichter und Redner μιμητικός εἶναι τῶν πραγμάτων, ὑπὲρ ὧν ἂν τοὺς λόγους ἐκφέρῃ μὴ μόνον κατὰ τὴν ἐκλογὴν τῶν ὀνομασιῶν, ἀλλὰ καὶ κατὰ τὴν σύνθεσιν. Homer, fährt er fort, könne hierin zum Muster dienen, und namentlich die vom Sisyphus handelnde Stelle (Odys. XI. 593. ff.) In dieser male er das Mühevollle der Arbeit dadurch daß er sich

sich ein- und zweisilbiger Wörter, vieler Längen, bedeutender Abstände der Wörter von einander durch zusammentreffende Vokale und Konsonantenverbindungen, endlich gewichtvoller Füße bediene. Dafs sich dies alles nicht etwa zufällig bei Homer finde, lehre der gleich folgende Vers αὐτίς ἔπειτα κ. τ. λ., in welchem durch entgegengesetzte Mittel (Beschleunigung und Verkürzung) der entgegengesetzte Eindruck bewirkt werde. Die Mittel aber sein der Gebrauch mehrsilbiger Wörter, die Vermeidung aller langen Silben bis auf sieben, die auch nicht einmal vollkommene, τέλειοι, wären (die Längen der vorigen sind also doch wohl τέλειοι, mithin keine ἀλογοί), und die Vermeidung alles dessen, was die enge Verbindung der einzelnen Wörter hindern könnte, dergestalt, dafs der ganze Vers fast zu einem einzigen Worte verschmelze, endlich die Vermeidung des Spondeus und Bacchius, ausser in der letzten, der sechsten Versstelle; οἱ δὲ ἄλλοι πάντες εἰσὶ δάκτυλοι, καὶ οὗτοί γε παραδεδιωγμένας ἔχοντες τὰς ἀλόγους, ὥστε μὴ πολὺ διαφέρειν ΕΝΙΟΥΣ τῶν τροχαίων. Οὐδὲν δὲ τὸ ἀντιπράττον ἐστίν, εὐτροχον καὶ περιφερῆ καὶ καταρρέουσιν εἶναι τὴν φράσιν, ἐκ τοιούτων συγκεκροτημένην ῥυθμῶν. So heisst diese Stelle in allen Ausgaben, und nirgend fehlt ΕΝΙΟΥΣ. Es ist daher um so auffallender, dafs Hermann dies Wort ausgelassen hat, da gerade dieses beweist, dafs der Sinn der Worte nicht der sein kann, den Er darin findet. Denn sind nur einige Daktylen den Amphibrachen gleich, so muß ja jene Alogie sich selber ungleich sein, welches metrischerweise nicht angeht, da so der Hexameter in den verschiedenen Füßen verschiedenen Takt haben würde.

würde. Gesezt aber auch, jener Sinn ließe sich dennoch aus den zuletzt angeführten Worten, an sich betrachtet, heraus, oder vielmehr in sie hineinklauben, so gestattet doch der ganze Zusammenhang dies nicht. Durch Beilegung irrationaler Längen in den Daktylen, deren einige fast den Tribrachen gleich seien, will ja Dionysius eben einen Unterschied des flüchtigen Hexameters, im Gegensatz der kräftigern, angeben, weshalb er auch schon vorher sagte, die Längen jenes flüchtigen Verses seien unvollkommen. Was würde er aber damit sagen, wenn er den flüchtigen Hexameter durch dasjenige auszeichnen wollte, was allen Hexametern eigen ist? und was thäte überhaupt zur Darstellung des natürlichen Werthes und Wesens der Silben die Erwähnung eines willkührlichen Werthes, den sie erst durch den Verstakt erhalten? Die gedachte Irrationalität ist also eine prosodische, und keine metrische. Auch Boeckh (de Metris Pind. p. 40. f.) benutzt beide Stellen des Dionysius um irrationale Daktylen und Anapästen (welche cyclische heißen) daraus darzuthun. Dafs zwei so gelehrte als selbstdenkende Männer, die einander nicht ausschreiben, in der Ansicht von jenen Stellen des Dionysius übereinstimmen, sollte mich davon abschrecken ihren Behauptungen zu widersprechen: allein ich will lieber allen Bedenklichkeiten zum Trotz in eigener Untersuchung irren, als Anderen glauben, was mir nicht glaublich ist. Das Mafs der Daktylen mit irrationaler Länge sezt Böchh auf drei Moren, und giebt davon der Länge $1\frac{2}{7}$, jeder Kürze aber $\frac{6}{7}$.
Kann

Kann man sich nun gleich denken, daß in Gedichten von trochäischem Takte ($— \upsilon = 2. 1$) der eingemischte Daktylus jene Messung annahm, so ist es doch höchst unnatürlich, ganze Iliaden wider alle Natur des Daktylus und Spondeus, deren Takt 2. 1. 1 und 2. 2 ist, in jenem künstlichen Takte vorzutragen. Ein so gemessener Vers könnte nicht mehrgleichschwebend, nicht mehr treuer Spiegel aller Gegenstände, die das Epos aufnimmt, genannt werden.

Was schliesslich meine Ansicht der beiden Stellen des Dionysius betrifft, so glaube ich, daß er theils von dem natürlichen Maas der Silben spricht, welches sie ausser allem Zusammenhange haben, und welches in Silben wie *οντ*, *εντ* und dgl. geringer ist als in *ως* und ähnlichen, theils die verschiedene Quantität andeuten will, die sich zwischen den Längen steigender und sinkender Füße zeigt, indem die Länge im Jambus Geduld kräftiger ist als im Trochäus dulden, kräftiger im Anapäst unerhört als im Daktylus hörender, und kräftiger im vierten Päon gebenedeit als im ersten redlicher. Die oben erwähnten cyclischen Anapästen scheinen hienach solche zu sein, in denen die Einsschnitte nicht nach den Hebungen sind, und der natürliche Rhythmus Daktylen hören läßt, wie in dem von Dionysius angeführten Verse:

πέχυνται ΠΟΛΙΣ ΤΨΙΠΤΛΟΣ κατὰ γᾶν.

wo man den Cyklus in den Worten *πόλις ὑψίπυλος* als ein Analogon der *ἀγωγή περιφερής* bei Aristides Quintil. p. 29. ansehen kann.

5 210 38 43

61 117 116 116

62 117 116 116

63 117 116 116

64 117 116 116

222

00

172

22

11



Gotthold, Friedrich August,

Kleine Schriften über die deutsche Verskunst

Königsberg 1820

L.germ. 82 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583644-0